

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società
svizzera di preistoria

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 44 (1954-1955)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- ²⁷ Arnold J. R. and Libby W. F., Radiocarbon Dates. Institute for Nuclear Studies, University of Chicago, 1950.
- ²⁸ Der Kulturniederschlag dieser Freilandstationen entspricht, wie es scheint, der Hauptsache nach der Stufe Bird II. Menghin nennt ihn neuestens auch *Riogalleguense*.
- ²⁹ Op. cit. (Anm. 23).
- ³⁰ Nach Feruglio ist diese Terrasse älter als das letzte Interstadial.
- ³¹ Die Muschelhaufen dieser 18, 10 und 6 m hohen Terrassen (Den Beginn der Trockenlegung datiert Auer auf 8000, 5000 u. 3800 v. Chr.) setzen sich vorzugsweise aus sog. Venusarten zusammen, die niedersten dagegen (an der 3 m hohen Terrasse) aus *Mytilus*.
- ³² Vignati Milciades A., Arqueología y antropología de los „conchales“ fueguinos. Revista del Museo de La Plata, B. XXX, S. 79—143. Buenos Aires, 1927.
- ³³ Bormida Marcelo, Pámpidos y Australoides; coherencias ergológicas y míticas. Archivos Ethnos, Serie B, No. 6, S. 51—82. Buenos Aires, 1952.
- ³⁴ Menghin, Op. cit. (Anm. 24). Auch: El Arte Rupestre de Patagonia. „Neuquen“, No. 24, S. 11—13. Buenos Aires, 1954. — Siehe auch: „Kosmos“, Stuttgart, 1955.
- ³⁵ Frenguelli Joaquín, Sobre dos instrumentos líticos notables de Patagonia. Revista del Museo de La Plata (Nueva Serie), Bd. I, Sección Antropología, pp. 3—15. Buenos Aires, 1936.
- ³⁶ Op. cit. (Anm. 23), S. 27—28; 41.
- ³⁷ Siehe Outes Félix F., La edad de la piedra en Patagonia. Anales del Museo Nacional de Buenos Aires, Serie 3a, tomo V, S. 203—574. Buenos Aires, 1905. (Kap. „Periodo paleolítico“).

XI. Bücherbesprechungen

Otto Tschumi, Urgeschichte des Kantons Bern. Einführung und Fundstatistik bis 1950. Verlag Hans Huber, Bern 1953. 415 S., 232 Abb.

Prof. Dr. Otto Tschumi in Bern, vor dem wir uns heute als dem Nestor der schweizerischen Urgeschichtsforschung verbeugen, hat sich seit bald einem halben Jahrhundert — 1911 wurde er Konservator der archäologischen Abteilung des Historischen Museums in Bern — intensiv mit der Ur- und Frühgeschichte seines Heimatkantons beschäftigt, wovon seine Beiträge in den Jahresberichten des Museums ein beredtes Zeugnis ablegen. Sie geben uns wertvolle Einblicke in das räumlich außerordentlich weite Forschungsgebiet dieses rastlos tätigen Gelehrten. Im Laufe der letzten Jahre hat nun Tschumi das riesenhafte Material mit Hilfe seiner verständnisvollen Gattin zusammengetragen, gesichtet, geordnet, kommentiert und in einem voluminösen Bande von 415 Seiten herausgegeben. Die neue Urgeschichte des Kantons Bern, hinter der ein unglaublicher Arbeitsaufwand steht, gliedert sich in vier Teile: Einführung (37 Seiten), 7 Übersichtskarten, 120 Kunstdrucktafeln und 236 zweiseitig gedruckte Seiten Fundstatistik, an die sich das Literaturverzeichnis und das Orts- und Fundstellenregister (9 Seiten) anschließen. Das Schwergewicht dieses Werkes liegt zweifelsohne auf der enorm reichhaltigen Fundstatistik, die sich auf das deutschsprachige Gebiet des Kantons beschränkt. Für den Heimatforscher bildet diese großartige, durch zahlreiche vorzügliche Zeichnungen und Plänchen belebte und mit den notwendigen Literaturangaben versehene Schau der bernischen Ur- und Frühgeschichte in alphabetischer Anordnung der Gemeinden eine unendlich reiche Materialfülle. Daß sich nach dieser alphabetischen Reihenfolge und nicht nach der Abfolge der verschiedenen Epochen der Ur- und Frühgeschichte die prachtvollen Bildertafeln richten, lag in der Absicht des Verfassers. Wir hätten das zweite vorgezogen. — Da im deutschsprachigen Gebiet des Kantons Bern sämtliche Epochen vom alpinen Paläolithikum bis zur Völkerwanderungszeit vertreten sind, wird dieses

Werk auch den Forschern der übrigen Schweiz unschätzbare Dienste leisten und sicherlich den Anstoß dazu geben, andere Kantone in ähnlicher Weise zu bearbeiten.

Es seien uns nur einige wenige kritische Bemerkungen gestattet. In der Einleitung werden an verschiedenen Stellen ausländische Vorkommnisse behandelt. Insoweit diese zur Klärung von Problemen der schweizerischen Urgeschichte beitragen, ist dies selbstverständlich. Dann aber sollten auch die Wanderungen neolithischer Kulturen, wie sie Prof. Dr. E. Vogt herausgearbeitet hat, Berücksichtigung finden. — Die Hockerbestattung (S. 15) wird heute unseres Wissens einleuchtend als Ruhestellung des Primitiven gedeutet und nicht mehr mit der Fesselung der Glieder zwecks Verhütung der Gefährdung der Mitmenschen. — Der Satz (S. 17) „Damit sind gewisse Anhaltspunkte für Hackbau und Viehzucht in der Mittelsteinzeit gewonnen“ steht im Widerspruch zum ersten Satz des Kapitels über das Neolithikum (S. 18): „In dieser Zeit vollzog sich vermutlich stufenweise die Einführung von Ackerbau und Viehzucht...“ — Die Feststellung, daß in der Schweiz Spuren (d. h. anthropologische Reste) des Mittelsteinzeitmenschen noch fehlen (S. 17) stimmt nicht, denn zu Beginn des letzten Krieges wurde bei Laufen ein einwandfreies mesolithisches Skelett gefunden, das Prof. Dr. R. Bay untersucht und publiziert hat. — Der Satz (S. 18) „Frohen Mutes verließ der Mensch die finstern und feuchten Höhlen der Alpen und des Jura und siedelte sich in sonnigen und trockenen Holzhäusern am Wasser und an den Mooren an“ könnte beim Laien den Eindruck erwecken, die Paläolithiker der Alpen- und Jurahöhlen hätten sich in kurzer Frist in Pfahlbauer verwandelt, während doch ein Intervall von vielen Jahrtausenden dazwischen liegt. — Der Mensch der Jungsteinzeit spürte wohl kaum „allmählich wertvollen Rohstoff wie Feuerstein und Lehm auf“ (S. 19); denn den Feuerstein kannten schon die Höhlenmenschen und die Mesolithiker. Da Lehm fast überall vorkommt, hat er wohl kaum als Tauschhandelsobjekt gedient. — Das Zusammenwohnen (Synoikismus) der Menschen ist sicher in größerem Maßstabe nicht erst in der Bronzezeit versucht worden (S. 22), sondern schon im Neolithikum. — Im Kapitel über die Bronzezeit (S. 22—25) vermissen wir unter anderem auch die Erwähnung des damals regen Handelsverkehrs über die Alpenpässe. — Auf S. 29 werden die spätkeltischen Stämme zwischen Jura und Alpen aufgezählt. Darunter figurieren Völkerstämme, die fernab von Jura und Alpen hausten (wie die Aeduer und Taurisker), während wir die im Jura wohnhaft gewesenen Sequaner vermissen. — Das römische Kastell Augst darf nicht in einem Atemzug mit der 44 v. Chr. gegründeten Colonia Augusta genannt werden, da es erst im 4. Jahrhundert — und z. T. aus den Trümmern der Colonia Augusta — erbaut wurde. — Bei den Alamannen war nur das Langschwert das Abzeichen des Freien (S. 36). — Die alamannischen Gräber (S. 37) waren nicht in der Richtung von Osten nach Westen, sondern von Westen nach Osten orientiert. — Zum Schlusse sei noch auf einige Unstimmigkeiten in der umfangreichen Statistik verwiesen. Vom goldenen Armring von Schalunen (S. 151 und 336) besitzt das Historische Museum Bern nicht nur eine Kopie, sondern das Original. — Die auf S. 290 abgebildeten Funde vom Moosbühl gehören dem Magdalénien und nicht dem Mesolithikum und Neolithikum an (vgl. JB. BHM. 1954). — Auf S. 271 werden unter Lengnau von der Kleinen Ey das einmal „gegen 200 Feuersteine mittelsteinzeitlichen Gepräges“ erwähnt, während es weiter unten heißt „Von der Kleinen Ey sind bis jetzt 725 Objekte gehoben worden“. An welche Zahl hat man sich zu halten? — Auf S. 233 wird bei Guttannen in der Rubrik Neolithikum von einer alten Zollstätte gesprochen. Steinzeitliche Zollstätten sind uns unbekannt. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch noch auf die Richtigstellungen von Prof. Dr. R. Laur in seiner Rezension in Nr. 48 des „Bund“ vom 29. Januar 1955 verweisen.

Wo ein so riesiges Material verarbeitet werden muß, wie dies beim Kanton Bern der Fall ist, können sich begreiflicherweise leicht Irrtümer einschleichen. Es wäre deshalb nach unserem Dafürhalten von Vorteil gewesen, wenn der Verfasser sein Manuskript oder wenigstens die Korrekturbogen den anderen Fachleuten im Kanton Bern zur Durchsicht unterbreitet hätte.

Trotz diesen Mängeln verdient die riesige Arbeit von Prof. Tschumi volles Lob, und es ist zu hoffen, daß sein Werk der bernischen Forschung neue Impulse verleihen wird. Für die ganz hervorragende Ausstattung des Buches gebührt auch dem Verlag Dank.

R. Bosch

Marc-R. Sauter, *Préhistoire du Valais, des origines aux temps mérovingien. Premier supplément à l'inventaire archéologique. Vallesia X, 1955, p. 1—38, 18 fig., 4 pl.*

Nous avons dit (Ann. SSP. 1952, p. 202) tout le bien que nous pensons de l'ouvrage du Prof. Sauter sur la Préhistoire du Valais. Le premier supplément à l'inventaire des trouvailles vient de paraître. Le classement demeure basé sur l'ordre alphabétique des communes et la présentation conserve la méthode si pratique adoptée pour le premier volume. Tout ce qui le mérite est l'objet de reproductions graphiques. Modestement, l'auteur prétend avoir dressé un catalogue, un „instrument de travail“. C'est en réalité bien davantage. Le Canton du Valais a bien de la chance! Il est pourvu d'une carte archéologique (illustrée, bien étoffée) moderne; et il peut encore compter sur une mise à jour attentive et constante de son inventaire archéologique. Remercions-en et l'auteur et M. A. Donnet qui dirige parfaitement le bulletin Vallesia. Edg. Pelichet

Germain Carnat, *Das Hufeisen in seiner Bedeutung für Kultur und Zivilisation. Deutsche Übertragung. ABC Druckerei und Verlags AG., Zürich 1953. 160 S.; 40 Abb.*

Wenn sich der Verfasser in seiner bereits häufig erwähnten Abhandlung mit der Geschichte des Hufeisens auseinandersetzt, so betritt er mit großem Mut ein Gebiet, über das schon öfters, und zwar mit ganz verschiedenen Schlußfolgerungen, geschrieben wurde. Am „römischen“ Ursprung des Hufeisens sind allerdings schon mehrfach Zweifel und Bedenken geäußert worden, und bis zu einem gewissen Grade mag der Verfasser in seiner Polemik gegen das „römische“ oder „keltische“ Hufeisen offene Türen einrennen. Andererseits zeigt seine Arbeit, wie schwer ausrottbar einmal festgefahrene Meinungen sind und wie immer und immer wieder sie wiederholt werden; erklärt doch z. B. die gewiß seriöse Encyclopaedia Britannica (14th edition, 1929), daß das aufgenagelte Hufeisen auf das 2. vorchristliche Jahrhundert zurückgehen dürfte und am Ende des 5. nachchristlichen Jahrhunderts allgemein bekannt gewesen sei (Bd. 11, S. 771, s. v. horse-shoes). Auch das „Wörterbuch der Antike“ von Hans Lamer (Kröners Taschenausgaben, Leipzig 1933, S. 282) nimmt römischen Ursprung als erwiesen an. Wenn Eduard Stemplinger (Antiker Volksglaube, Stuttgart 1948) von einem antiken Hufeisen sagt, daß es, im Taubenschlag angebracht, den Marder fernhalte (S. 108; S. 146 das Wiesel), so braucht natürlich damit nicht das aufgenagelte Hufeisen gemeint sein, sondern der den Römern bekannte und von ihnen verwendete Pferdeschuh. Und eben dieser Pferdeschuh ist keineswegs identisch mit dem genagelten Hufeisen. Der Verfasser führt in überzeugender Weise vor, daß dieses Hufeisen erst eine Erfindung des Mittelalters war, die etwa in den Anfang des 13. Jahrhunderts gesetzt werden muß. Es wären danach die bisherigen Angaben neu zu überprüfen und entsprechend zu korrigieren. Höchst lehrreich ist auch der Versuch, das Alter der Hufeisen auf metallographischem und chemischem Wege zu bestimmen; zwar lassen sich gewisse Ergebnisse ableiten, aber diese Methode ist doch nicht so verfeinert, daß sie schon zwingende Schlüsse erlaubt. Immerhin stützt sie im großen und ganzen eher des Verfassers These, als daß sie gegen sie auszuwerten wäre. Für diesen Teil der Arbeit können wir dem Verfasser nur höchst dankbar sein; denn hier zeigen sich wertvolle und wichtige Ergebnisse, die nicht nur für den Prähistoriker wegweisend sein werden, sondern die auch zur Überprüfung der Stellung und Wertung des Hufeisens in der Gerätekunde und in der Volkskunde zwingen. Es will uns scheinen, die Arbeit des Verfassers hätte an Klarheit und Geschlossenheit gewonnen, wenn der erste Teil, der unter anderem auf die „magische Kraft des Hufeisens“ und auf das „Hufeisen in der Legende“ einzugehen versucht, ganz weggelassen worden wäre. Wir hätten hier, von der Volkskunde her, recht viele Bedenken anzumelden. Eine Unrichtigkeit möge wenigstens richtig gestellt werden; es stimmt nicht, daß bei Hufeisen, welche zu Schutzzwecken aufgehängt werden, der offene Teil „niemals nach unten gerichtet sein“ darf (S. 24f.), im Gegenteil: „Die deutsche Überlieferung stimmt im allgemeinen darin überein, daß das Hufeisen bei senkrechter Lage mit der offenen Seite nach unten hängen müsse“ (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 4, 438). Was über Tabu-Vorschriften und Speiseverbote gesagt wird (S. 28f.), ist zu ungenau; ebenso, was von den Kelten behauptet wird (S. 65). Was soll

eine „Trennungslinie zwischen den arischen Burgundern und den heidnischen Alemannen“ sein (S. 82)? Doch geht dieser Satz möglicherweise auf das Konto des Übersetzers, wie auch das Wort „Sporren“, mit dem der Übersetzer vermutlich den Sporn meint. Leider kann man von der Übersetzung nur sagen, daß sie sehr zu wünschen übrig läßt (wenigstens dürfte man richtige Zitate erwarten: S. 24). Auch das „Literaturverzeichnis“ hätte einer helfenden Hand bedurft, um wenigstens die ärgsten Unmöglichkeiten (z. B. S. 157, 158, 159) zu vermeiden. Es ist wirklich schade, daß durch diese störenden und unnötigen Fehler der Wert des Buches (auf jeden Fall in der deutschen Bearbeitung) beeinträchtigt wird. Als Nachtrag zur angeschnittenen Frage des Pferdejochs (S. 53) möchten wir auf den neuen Aufsatz von Wolfgang Jacobeit „Zur Geschichte der Pferdeanspannung“ hinweisen (in Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 2, 1954, 17—25).

Vielleicht geht der Verfasser der Frage der Tierbeschuhung überhaupt einmal nach. Es gibt ja auch Schuheisen nicht nur für Pferde, Esel und Maultiere, sondern auch für Kühe und Ochsen (z. B. in der Schweiz, aber auch in Wales). Für Pferde sind eigenartige „Schuhe aus Brettern“ beim Pflügen auf weichem Boden bei den Esten belegt (F. Leinbock, Die materielle Kultur der Esten, Tartu 1932, S. 33). Bei Olaus Magnus ist eine prächtige Abbildung einer Art von Schneereifen für Pferde abgedruckt; etwas ähnliches findet sich in Skandinavien in Nordjämtland, als „Moorschuh für Pferde“ bezeichnet (R. Karutz, Die Völker Europas, Stuttgart 1926, S. 45). In Niedersachsen wird (oder wurde?) den Pferden beim Arbeiten im Moor ein eigentlicher Schuh über die Hufe der Vorderfüße geschnallt (W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, Weimar 1941, S. 86 u. 87). Einen ähnlichen Pferdeschuh habe ich vor einigen Jahren noch in einem Seitentälchen bei Klosters (im Prätigau) gesehen. Er ist auch aus dem Braunschweigischen belegt. Es scheint mir, es würde sich verlohnen, diesen Tier-„Bekleidungsstücken“ nachzugehen, deren Ursprünge vielleicht weiter zurückführen als das „genagelte Hufeisen“ es zu tun vermochte.

Robert Wildhaber

Richard Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes. Franz Deuticke, Wien 1954. 854 S., 12 Karten und 536 Abb.

Nachdem der Verfasser 1949 „Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur“ veröffentlicht hat, legt er im vorliegenden Werk ein Handbuch für die Urgeschichte Österreichs vor. Es handelt sich um eine reich dokumentierte Zusammenfassung, folgen doch dem allgemeinen Text nicht weniger als 1207 Anmerkungen und Fußnoten. Ein dreiteiliges (Autoren-, Fundort- und Sach-) Register lassen den Leser rasch die gewünschte Auskunft über Funde und Fundorte des österreichischen Raumes finden.

Was irgendwie mißfällt, ist die unkonventionelle Begriffsbildung „Lithikum“, „Keramikum“ und „Metallikum“, die auf denjenigen Leser, der sich an die übliche Dreiteilung — Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit — gewöhnt hat, bemühend wirkt, weil es sich nicht einfach um die Übersetzung der alten Begriffe handelt, sondern weil zumal bei der Unterteilung dieser neuen Begriffe leicht Verwechslungen vorkommen können. Ich erwähne III, § 3, der vom Verfasser folgendermaßen umschrieben wird: „Das riß-würm-interglaziale, bzw. würm I-zeitliche Kulturgut der mittleren Steinzeit“ oder erinnere an das „Mittlere Metallikum“ unter V, § 3, das der Ersten Eisenzeit gleichkommt.

In bezug auf die sogenannte Melauner Kultur ist die neue Urgeschichte des österreichischen Raumes einige Monate zu früh erschienen, weil der Verfasser die wichtigen Entdeckungen, die B. Frei 1953/54 auf dem Montlingerberg vor allem in Hinsicht auf die relative Datierung gemacht hat, nicht mehr verwenden konnte. So muß man die Darstellung dieser Kultur im vorliegenden Handbuch noch unter dem Abschnitt „Spätes Metallikum“ und dazu erst noch im Anschluß an die Schilderung der Latènekultur suchen.

Das Abbildungsmaterial, das vorgelegt wird, ist enorm. Aber leider scheinen manche Klischees durch das Lagern nicht klarer geworden zu sein. Die 12 Verbreitungskarten sind ausgezeichnete Orientierungsbehelfe, meines Erachtens aber in der Größe zu bescheiden gehalten.

Diese nicht ins Gewicht fallenden Eigenschaften werden durch die Vollständigkeit des Stoffes und den Reichtum der Literaturhinweise mehr als bloß aufgewogen. Nicht nur wird das Fundgut eingehend behandelt, sondern auch den Hauptfundplätzen schenkte der Verfasser seine Aufmerksamkeit, so daß die „Urgeschichte des österreichischen Raumes“ für jedermann ein hundertfältiger Wegweiser zu den prähistorischen Altertümern der Ostalpen ist. Walter Drack

Helmut Preidel, Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren. Südosteuropäische Arbeiten, herausgegeben von F. Valjavec, 40. Verlag R. Oldenbourg, München 1953. 192 S., 9 Textabb., 9 Taf., 15 Karten.

Bücher, in denen ein einzelner Verfasser versucht, den Ablauf des prähistorischen Geschehens in einer größeren Landschaft darzustellen, sind in den letzten 15 Jahren im deutschen Sprachgebiet immer seltener geworden. Zur gleichen Zeit, in der das Kontinuitätsproblem immer wieder — wenn auch mehr oder weniger theoretisch — erörtert wurde, führte die wachsende Beschäftigung mit Spezialfragen dazu, daß die Herausarbeitung zeitlicher „Horizonte“ in den Vordergrund trat. Zudem war der ältere Forschungsstand für viele Landschaften in den dreißiger Jahren mehr oder weniger ausführlich dargestellt worden, so daß zunächst kein Bedürfnis bestand, die inzwischen mit veränderten Methoden und Blickrichtungen gewonnenen Einzelerkenntnisse erneut zusammenzufassen. Um so größere Beachtung verdient H. Preidels Versuch. Denn abgesehen von dem Interesse, das eine Darstellung der Vor- und Frühgeschichte jenes Raumes, den man nicht umsonst die „Zitadelle Europas“ nannte, auch bei dem voraussetzen darf, dessen Arbeitsgebiet nicht unmittelbar benachbart liegt, wird man mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen, wie hier Fragen darstellerischer und methodischer Art gelöst werden, die in den nächsten Jahren zweifellos jeden beschäftigen müssen, der dem immer drängender werdenden Bedürfnis nach erneuter Synthese gerecht werden will.

Der Titel, der eine vorwiegend siedlungsgeographisch orientierte Arbeit vermuten läßt, entspricht nicht ganz dem Inhalt. Wohl sind im einleitenden Kapitel paläogeographische Fragen angeschnitten, doch sind sie mehr allgemein gehalten, und es wird auch in den folgenden Abschnitten nur selten auf die Beziehungen der jeweiligen Kulturgruppen zu bestimmten Umweltbedingungen eingegangen. Das mag teils an mangelnden Vorarbeiten, teils an der mehrfachen Umarbeitung des Manuskripts liegen. Diese Schwäche wird jedoch durch die klar gegliederte Schilderung der Kulturabfolge vom Neolithikum bis zur Wende des 9. zum 10. Jh. n. Chr. mehr als ausgeglichen. Eine Fülle von Zitaten ermöglicht weiteres Eindringen in Spezialfragen und macht das Werk zu einem unentbehrlichen Handbuch. Die sehr schlichten Strichzeichnungen beschränken sich folgerichtig auf die Abbildung einiger wichtiger Typen und Grabformen. Eine größere Auswahl würde den Leser nur verleiten, sich mit dem hier in jedem Falle nur lückenhaft zu bietenden Material zu begnügen. Besonders begrüßen muß man die Beigabe von 14 Fundkarten, die leider aus Ersparnisgründen in so kleinem Maßstab gebracht werden mußten, daß die Einzeleintragungen mitunter zusammenfließen. Wird dadurch die siedlungsgeographische Auswertung auch sehr erschwert, so ist doch zu begrüßen, daß es sich um Punktkarten handelt, die Siedlungsdichte (und Forschungsstand) wenigstens annähernd zu erkennen geben und die schematischen Darstellungen unbedingt vorzuziehen sind.

Auf Einzelheiten des Textes kann hier nicht eingegangen werden. Überall zeigt der Verfasser selbständiges Urteil und scheut sich auch nicht, die eigene Meinung zu sagen, wenn sie vom Geläufigen abweicht. Den schweizerischen Leser wird vor allem die Darstellung der Jungsteinzeit und „Steinkupferzeit“ interessieren. Hier gibt es sogar eine unmittelbare Beziehung; denn es kommen z. B. unter den Gefäßen der böhmischen „Jordansmüller Kultur“ — die freilich mit der namengebenden schlesischen Gruppe nur verwandt, aber nicht identisch ist — solche vor, die man auf dem Lutzengüetle oder in Südwestdeutschland zur Schussenrieder Gruppe rechnen würde. Ein Teil der böhmischen Funde ist ursprünglich sogar als „Schussenried“ bekanntgegeben worden, und wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir unsere „Schussenrieder“ aus diesen

Bereichen ableiten, trotzdem aus dem dazwischen liegenden bayerischen Gebiet nur sehr spärliche verbindende Funde vorliegen. Schon vor Jahren hatte ja N. Åberg diese Gruppe mit der „mährischen bemalten Keramik“ verknüpft, die als westlichster Ausläufer des großen Kreises gefäßbemalender Gruppen eine immer deutlicher werdende starke Ausstrahlungskraft nach Norden und Westen gehabt haben muß. Ob die Michelsberger Fundgruppe Böhmens — die leider nicht kartiert wurde — auf umgekehrtem Wege aus dem Südwesten dorthin kam, muß vielleicht noch offen gelassen werden. Auffällig ist, daß dort die Michelsberger Funde vorwiegend aus Gräbern stammen.

Auch in den späteren Perioden ergeben sich gelegentlich Berührungspunkte. Besonders sei auf die Darstellung der mittleren und späten Bronzezeit hingewiesen. Überall zeigt der Verfasser, daß er auch über sein engeres Gebiet hinaus den Stand der Forschung übersieht, und wenn man da und dort auch Einwände erheben könnte, so handelt es sich meist um Fälle, bei denen erst nach Abschluß des Manuskriptes (Sommer 1951) veröffentlichte oder überhaupt noch nicht bekanntgegebene Erkenntnisse heranzuziehen wären.

Aber dieses Buch verdient vor allem deshalb gründlich gelesen zu werden, weil der Verfasser überall methodische Bemerkungen eingestreut hat, die auch da anregend sind, wo man ihm nicht zu folgen vermag. Immer wieder versucht er, die sich hinter dem Fundbild verbergenden Einheiten und Vorgänge zu erkennen und mit falschen begrifflichen Vorstellungen aufzuräumen, um klarere Begriffe an ihre Stelle zu setzen. Wer solche Überlegungen für unnützlich hält, weil sie ja eigentlich nur Selbstverständliches aussagten und damit offene Türen eingerannt würden, übersieht, daß heute noch vielfach im prähistorischen Schrifttum eine starke Diskrepanz zwischen theoretischer Erkenntnis und ihrer praktischen Anwendung besteht, die die Skepsis unserer fester gefügten Nachbarwissenschaften oft als sehr berechtigt erscheinen läßt. Solange bis die Anwendung klarer begrifflicher Vorstellungen nicht wirklich zur Selbstverständlichkeit geworden ist, werden solche Fragen immer wieder diskutiert werden müssen. Vor allem wird zu überprüfen sein, inwieweit die zum Verständnis prähistorischer Vorgänge herangezogenen Analogien aus dem Bereich der Historie, Ethnologie oder der Naturwissenschaften dem heutigen Stand dieser Wissenschaften überhaupt noch entsprechen.

Deshalb wird man auch bei manchen Darlegungen Preidels Bedenken anmelden müssen, z. B. gegen die allzu schroffe Ablehnung des Begriffes des „Wanderbauerntums“ für die Linearbandkeramiker, von denen wir ja noch nicht einmal wissen, ob sie ihre Felder mit dem Pflug oder mit dem Pflanz- bzw. Furchenstock bearbeiteten. Daß wir bis ins frühe Mittelalter mit einem wesentlich geringeren Grade von Ortsgebundenheit der Bevölkerungsgruppen rechnen müssen, betont Preidel selbst, und auch seiner Bemerkung, daß wir dem Begriff „Bauerntum“ in der Vorzeit anderen „Inhalt und Umfang“ zuerkennen müssen, ist voll und ganz zuzustimmen.

Der Frage nach dem „Volkstum“ der prähistorischen Kulturgruppen konnte in einer solchen Arbeit nicht ausgewichen werden, zumal man im deutsch-slawischen Grenzraum immer wieder — und auf beiden Seiten — der Gefahr chauvinistischer Voreingenommenheit erliegt. Wenn der Verfasser die Lösung in einer mehr soziologischen Betrachtungsweise sucht, so ist das zweifellos ein fruchtbarer Ausweg aus manchen Schwierigkeiten, doch wird man ihm vielleicht nicht bis zur letzten Konsequenz folgen können. Gewiß ist der Begriff des Volkstums eine Schöpfung des nationalstaatlichen Denkens und der Romantik und gewiß ist die Frage nach den Sprachen, die gesprochen wurden, selbst in späteren Perioden bestenfalls in groben Umrissen zu beantworten. Auch braucht sich Sprache und materielle Kultur verbreitungsmäßig nicht überall zu decken. Aber darf man die Sprachgemeinschaft deshalb völlig abstrahieren oder ihr nur sekundäre Bedeutung zubilligen? Sie behält ihre Bedeutung als wesentlicher Bestandteil einer Kultur doch auch dann, wenn man sie nicht kennt, und muß als Unbekannte bei allen Überlegungen mitgedacht werden. Gerade eine Kultgemeinschaft, der Preidel wohl mit Recht größere Bedeutung zuerkennt, setzt Sprachgemeinschaft doch voraus. Analogien aus stärker geschichteten Kulturbereichen, wie etwa Indien, wären hier wohl unzulässig. Dies soll als zusätzliche, nicht als einschränkende Bemerkung verstanden werden, Preidels Betonung der kulturbildenden Kraft der politischen Mächte können wir nur unterstreichen.

Letzten Endes ist es eine objektiv nicht zu entscheidende Frage, ob man der biologischen Kontinuität der Bevölkerungselemente und der gleichbleibenden Prägekraft der geographischen Umwelt stärkere Bedeutung zumißt, oder dem Wechsel der jeweiligen kulturellen Erscheinungsformen. Beide gehören zur Geschichte wie Zettel und Einschlag eines Gewebes. Es wird auf jeden Fall das große Verdienst H. Preidels bleiben, diese Fragen einmal an einem konkreten Beispiel aufgeworfen zu haben. Denn es sind Fragen, denen man in Zukunft nicht mehr wird ausweichen können. Günter Smolla.

Inventaria Archaeologica. Von dieser großangelegten Reihe sind bei der SGU. bisher die folgenden Faszikel eingegangen:

1. Mariën M.-E., Ages des Métaux Belgique, Fasc. I (Fiches B. 1 bis B. 10), (De Sikkel) Antwerpen (1953).
2. Joffroy R., R. Audin et R. Riquet, Ages des Métaux/France, Fasc. I (Fiches F 1 bis F 6), (De Sikkel) Antwerpen (1954).

Die Inventaria Archaeologica sind geschaffen als Corpus der geschlossenen urgeschichtlichen Fundkomplexe vorab der Metallzeiten Europas. Der Initiant M.-E. Mariën von den Musées Royaux d'Art et d'Histoire in Brüssel legte den Plan dazu 1950 dem Conseil Permanent des Internationalen Prähistoriker-Kongresses in Zürich und eine Probefiche dem Exekutiv-Komitee des Kongresses 1951 in Nancy vor. Im Jahre 1952 bestimmte auf Ersuchen des Initianten der Conseil Permanent eine internationale Kommission, mit deren Hilfe M.-E. Mariën nun als Herausgeber amtet.

Die vorliegenden Faszikel sind ein kleiner Anfang. Es sind heute schon acht Faszikel angemeldet. Das berechtigt zur Hoffnung, daß das neu gestartete Corpus in recht schneller Folge erscheint. Die Faszikel umfassen je an die 12 Halbkartonblätter im Format 27×21 cm, mit Normallochung, also fertig präpariert, um in nach persönlichem Geschmack gewählten Ordnern abgelegt zu werden. Die Vorderseite der Blätter ist für Zeichnungen, die Rückseite aber für einen knappen Text reserviert, umfassend: Bibliographie, Fundort, Fundgeschichte, Fundumstände, Fundbeschreibung, Vergleichsmaterial, Datierung, Allgemeine Beobachtungen, Bearbeiter. Von diesen begleitenden Punkten dürfte meines Erachtens der sechste, „Vergleichsmaterial“, weggelassen werden. Solche Hinweise sind in einem Corpus, d. h. in einem Werk der reinen Grundlagenforschung, entbehrlich. Was die Zeichnungen anbelangt, möchte ich als Prinzip die einfache Strichzeichnung vorschlagen. Schattierungen gestalten den einen oder andern Gegenstand wohl plastischer, setzen indes eine große Fertigkeit des Zeichners voraus, wenn sie die Qualität der Zeichnung heben und — das gilt vorab für kleinformatige Objekte wie Fibeln, Ohrringe u.a. — den Charakter des Gegenstandes deutlicher machen sollen. Unschöne, unkonsequente Schattierungen können oft das Gegenteil vom Angestrebten bewirken. Viel wünschenswerter als Schattierungen sind meines Erachtens leicht angedeutete Ergänzungen, wo solche möglich sind. Außerdem sollte der Querschnittzeichnung und der Vergrößerung von Details vermehrte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Ein wenig mehr Systematik in der Verteilung der einzelnen Figuren würde die Tafeln übersichtlicher gestalten. Vielleicht ließe sich in dieser Richtung auch etwas durch eine kleine Abänderung der neben die einzelnen Figuren gezeichneten Maßstäbe gewinnen.

Sehr wichtig ist des weiteren die Frage der Preisgestaltung. Der anfängliche Preis von bFr. 160.— wurde zwar auf bFr. 90.— reduziert. Aber auch so kommt eine einzige Fiche immer noch auf rund 80 Rappen zu stehen. Das ist bestimmt zuviel. Eine Einzelfiche sollte niemals einen halben Schweizerfranken kosten! Es muß also versucht werden, daß von irgend woher diesem äußerst wichtigen Corpus Geldmittel zufließen, damit sich derjenige dieses Werk leisten kann, der es braucht. Wenn diese wichtige Frage gelöst ist, kann einer raschen Entwicklung des sicher sehr gefragten Werkes nichts mehr im Wege stehen.

In ähnlichem Sinne würde eine politische Übersichtskarte des betreffenden Bearbeitungsgebietes mithelfen, sich über die geographische Lage der Fundorte innert nützlicher Frist zu orientieren. Walter Drack

Herbert Kühn, Die Felsbilder Europas. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1952. 304 S., 145 Textabbildungen, 111 Kunstdrucktafeln, 5 Farbtafeln.

Angereizt durch die Neuentdeckungen im Bereich der jungpaläolithischen Höhlenkunst beginnt sich das große Publikum immer mehr für die Felsbilderei im ganzen zu interessieren. Dieser Tatsache kommt das neue Werk von Kühn entgegen. Der Verfasser behandelt zunächst die Bilder der Eiszeit, sodann die Felsbilder zwischen 10 000 und 2000 v.Chr., wobei er energisch die Meinung vertritt, daß die ostspanische Kunst in die Nacheiszeit zu verweisen sei. In diesem Abschnitt behandelt er aber auch die sensorischen Bilder Skandinaviens. Unter dem Abschnitt des zweiten und letzten Jahrtausends werden die imaginativen Bilder Spaniens und Portugals, die Felsbilder Italiens (Val Camonica), die imaginativen Bilder Frankreichs, die Bilder Irlands, Deutschlands und Rußlands und die imaginativen Bilder Skandinaviens behandelt.

Auffallend starkes Gewicht legt der Verfasser auf den kultischen Gehalt aller dieser Bilder. Damit wird er im Grunde genommen durchaus recht haben; uns will aber doch scheinen, daß Nachahmungstrieb, Spieltrieb und sogar auch Freude am Kunstwerk selbst gelegentlich hineinvermischt werden müssen, ja es dürfte sogar da und dort auch das Bedürfnis der Mitteilung (also Schriftersatz) an abwesende Menschen eine Rolle gespielt haben. Wir sind auch nicht überzeugt, daß alle diese Zeichnungen genetisch zusammenhängen, und halten es für durchaus möglich, daß die eine oder andere Gruppe unabhängig neu entstanden sei. Das lassen die Felsbilder in außereuropäischen Gebieten, z. B. in Südamerika, unbedingt vermuten.

Diese kleinen Aussetzungen berühren aber den Wert der Publikation keineswegs. Sie ist gehaltvoll und ein wichtiger Wegweiser für jeden, der sich mit dieser Art von Kunst eingehender befassen will, um so mehr, als ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat mit großem Literaturverzeichnis beigegeben ist. (Hier soll vermerkt werden, daß die Val Camonica nicht bei Ventimiglia, sondern in der Provincia Brescia zu suchen ist.) Das und die sorgfältige und reiche Bebilderung, die auch wenig Bekanntes bringt, macht das Werk auch für den Fachmann, der nicht gerade Spezialist für diesen Teil der Urgeschichte ist, als Nachschlagewerk wertvoll. KKT.

Emil Werth, Grabstock, Hacke und Pflug. Verlag Eugen Ulmer, Ludwigsburg 1954. 435 S., 231 Abb., 25 Karten.

Zu dieser Publikation seien einige grundsätzliche Bemerkungen erlaubt: Die moderne Wissenschaft, in ihr auch Archäologie und Ethnologie, baut auf Fakten auf. Die gewissenhafte Notierung, die Sichtung und Ordnung aller Belege ergeben das tatsächliche Wissen. Indes sprechen die nackten Tatsachen nicht immer selbst, und meistens sind sie in so unübersehbarer Fülle vorhanden, daß erst eine Überarbeitung Zusammenhänge darstellen kann. Dabei muß das Wesentliche erkannt und Unwesentliches abstrahiert werden. Die aus solchen Bearbeitungen entstandenen Thesen und Theorien sind unter sich ungleichwertig; ihre Qualität hängt ab von der Qualität der Belege einerseits und von der Begabung und dem Fleiß des Bearbeiters andererseits. Was jedenfalls immer verlangt werden muß, ist eine klare Scheidung von Wissen und Theorie.

Auch in der modernen Völkerkunde sind die Fakten, obschon noch lange nicht vollständig, doch schon zu einem ungeheuren Material aufgehäuft worden. Damit wird es für den Einzelnen immer schwieriger, das Ganze zu übersehen und zu wagen, eine These zu vertreten.

Emil Werth, der Autor der vorliegenden Publikation, hat es dagegen versucht, mit einer neuen These über ein Thema aufzutreten, das nicht nur ethnologische Kenntnisse voraussetzt, sondern auch archäologische, pflanzen- und tiergeographische, volkskundliche und besonders Kenntnisse der Typologie und Geschichte der Feldbaugeräte.

In ihrer Anlage gleicht die These Werth's den Konstruktionen, welche die Ethnologen der sogenannten „kulturhistorischen“, später „Wiener“-Schule zur Aufstellung ihrer bekannten „Kulturkreise“ benützt haben. Die Resultate sind aber von denen der Kulturkreislehre verschie-

den. Der Verfasser sieht das wichtigste Kriterium im Wirtschaftsleben der Völker. So gelangt er zur Konstruktion des folgenden Schemas, das hier nur ganz skizzenhaft wiedergegeben werden kann:

Die der Sammler- und Jägerstufe folgende Kultur ist die des Hackbaus. Die Hackbaukultur ist vor mindestens 15 000 Jahren (S. 78) in Südostasien entstanden und hat sich über den ganzen Tropengürtel der Erde ausgebreitet; nach Südamerika ist sie über Polynesien gekommen. Die Hackbauern pflanzen Knollen an und züchten bereits Tiere, ohne sie jedoch zu Arbeitsleistungen heranzuziehen. Ihrer Kultur gehört ein ganzer Komplex von Elementen an.

Der Pflugbau ist verbunden mit den Hochkulturen, der Großviehzucht, der Heranziehung von Tieren zu Arbeitsleistungen und mit dem Getreidebau. Auch zu ihm gehört ein ganzer Komplex von Elementen. Er ist entstanden zwischen 7000 und 5000 v.Chr. aus dem Hackbau, an der Grenze der Tropen, wohl in NW-Indien, und hat sich von dort aus vor allem in die gemäßigten Zonen ausgebreitet. Nach Werth ist der Pflugbau bereits frühneolithisch (Pflug von Walle u. a.).

Die Hirtennomaden haben sich herausgebildet aus einer Sonderform des Pflugbaus: der Alm- (Alp-)wirtschaft, in Kontakt mit älteren Jägervölkern.

Dieser Hauptthese sind die Ausführungen des ganzen Buches gewidmet. Sie umfassen die Verbreitung der Nutzpflanzen und der Haustiere, die Feldbaugeräte mit ihrer technischen Entwicklung und die Untersuchungen der Kulturkomplexe, die zu Hackbau bzw. Pflugbau gehören, schließen auch Techniken und Gewerbe, ja religiöse Vorstellungen ein.

Diese Konstruktion des Verfassers muß als geistige Tat anerkannt werden. Der Gedankengang hat etwas Bestechendes, und er wird sich für spätere und eingehendere Untersuchungen über Teilgebiete des Themas gewiß fruchtbar auswirken.

Indessen ist es dem Verfasser unserer Meinung nach nicht geglückt, seine These zu beweisen. So weit in geographischer, so tief in historischer Hinsicht die Ausführungen des Verfassers sind, so wenig genügt das Belegmaterial. Wollte der Verfasser seine Ansicht „beweisen“, so müßte er eine Publikation von mindestens zehnfachem, vielleicht hundertfachem Umfang herausbringen und dabei auf alle Fakten und auf alle Detailprobleme eingehen. Ein solches Unterfangen wäre zugegebenermaßen übermenschlich und einem Einzelnen nicht zumutbar. Die Schule der Kulturkreislehre hatte einen Mitarbeiterstab, der ihr Resultate in diesem Umfang lieferte; allein diese Resultate konnten die ursprünglichen Thesen nur teilweise stützen, und die Kulturkreislehre in ihrer alten Form wird heute kaum mehr vertreten.

Der Verfasser hat — man möchte beinahe sagen: leider — dennoch versucht, seine These zu beweisen. Denn die Beweisführung ist ihm offensichtlich nicht gelungen, weil das Beweismaterial viel zu dürftig ist und weil er zu sehr mit Folgerungen und Schlüssen operiert. An dieser Stelle kann nur das ethnologische-ethnographische Material beurteilt werden. Wir fürchten aber, der Verfasser stoße in andern Spezialgebieten auf denselben Widerstand.

Auf die vielen diskutablen Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Wenigstens ein Punkt sei aber herausgegriffen, der zeigen soll, wie hypothetisch das Ganze konzipiert ist.

Werth nimmt an, der Getreidebau sei mit dem Pflugbau verbunden und erst nachträglich in die Gebiete des einfachen Hackbaus eingedrungen. Nun gibt es in Westafrika, etwa auf der Höhe des 10. nördlichen Breitengrades, eine ganze Anzahl von sehr altertümlichen Splittervölkern. Ihnen allen ist der Anbau von Körnerfrüchten, vor allem der Hirse, gemeinsam, aber der Pflugbau ist — abgesehen von Abessinien — in ganz Negerafrika, auch bei den jüngeren, heute islamisierten „neusudanischen“ Kulturen, bei den „höher“ stehenden Nachbarn der Splittervölker also, nicht bekannt. Um die These Werths stützen zu können, müßte zuerst bewiesen werden, daß der Getreidebau dieser Völker doch erst von den Pflugbaugebieten eingeführt worden ist. Diesen Beweis aber in diesem speziellen Falle zu führen, erscheint uns als sehr schwierig, und zwar deshalb, weil die dazu nötigen Fakten wohl nicht aufzutreiben sind. Wir denken dabei an eine volle und gültige Beweisführung, denn „beweisen“ an Hand von wenigen, zufälligen Erscheinungen und mit logischen Schlüssen läßt sich bei gutem Willen fast alles.

Es muß nun noch etwas gesagt werden zum Aufbau des Buches und zu dessen Ausgestaltung.

In seinem Vorwort betont der Verfasser die technischen Schwierigkeiten der Herausgabe, seine Isolierung zur Zeit der Abfassung. Tatsächlich treten hier empfindliche Mängel auf, so etwa, daß ein Register fehlt und daß fast nur allgemeine Publikationen berücksichtigt werden konnten (so von H. Baumann nur die „Völkerkunde Afrikas“, anstatt seine in diesem Zusammenhang höchst wichtige Arbeit über die afrikanischen Feldbaugeräte). Ungenügend für heutige Ansprüche ist auch das Bildmaterial. Das Lesen wird dadurch erschwert, daß das Buch nicht klar gegliedert ist und daß manche Einzelprobleme über viele Kapitel verteilt sind. So scheint es uns schließlich, der Verfasser hätte klüger gehandelt, seine These als allgemeine Überlegung klar darzulegen und zur Diskussion zu stellen. So viele Mängel nämlich an der Publikation zu rügen sind, so wertvoll ist sie doch als Grundgedanke.

Paul Hinderling

Festschrift für Peter Goessler. Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. W. Kohlhammer, Tübingen 1954. 194 S., 26 Tafeln und zahlreiche Abbildungen im Text.

„Die ‚Tübinger Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte‘ wurden als Instituts-Festgabe für den am 17. Mai 1952 achtzig Jahre alt gewordenen Professor Dr. *Peter Goessler* zusammengestellt und im Rahmen eines Universitätsaktes dem Jubilar überreicht“ (Vorwort). Entsprechend dem weitgesteckten Arbeitsfeld des „Nestors der obergermanischen Prähistoriker“ (lateinische Widmung) behandeln die 12 Aufsätze des „Conventus professorum et discipulorum instituti prae-historici Tubingensis“ klassisch-archäologische, prähistorische, prähistorisch-naturwissenschaftliche, ja selbst hochmittelalterliche Themen, deren geographische Spannweite von Spanien bis nach Kleinasien reicht. — *Kurt Bittel* legt seine scharfsinnigen Ergebnisse zu einem von *Freiherr von der Goltz* 1896 erstmals bekanntgemachten „Alamannia-Relief in Nicaea (Bithyniae)“ vor. *Eva-Maria Bossert* trägt auf Grund besonders einer bronzenen Dolchstabklinge und einer Lanzenspitze aus Bronze Neues „Zur Datierung der Gräber von Arkesine auf Amorgos“ bei, wobei sie aber nicht am Material selbst hängen bleibt, sondern zu weiteren Schlüssen auf den möglichen Ablauf der Kulturgeschichte der Kykladen ausholt. *Franz Fischer* äußert sich „Zur Chronologie der jüngeren Latènezeit in Südwestdeutschland und in der Schweiz“, welcher Aufsatz seiner besonderen Bedeutung wegen für die Forschung in der Schweiz hier im Abschnitt „Latènezeit“ resümiert worden ist (S. 86). *Wolfgang Kimmig* veröffentlicht im Anschluß an das Erscheinen des Buches von *Gabrielle Fabre* „Les civilisations proto-historiques de l’Aquitaine“ (Paris 1952) neue Forschungsergebnisse „Zur Urnenfelderkultur in Südwesteuropa“, an die ein Beitrag von *Helmut Rix* „Zur Verbreitung und Chronologie einiger keltischer Ortsnamentypen“ angefügt ist. *Kimmigs* Beitrag ist nicht nur der größte in der vorliegenden Festschrift — er umfaßt 58 Seiten —; er darf füglich als für eine ganze Epoche Südwesteuropas grundlegend bezeichnet werden. *Günther Krahe* gibt im Zusammenhang mit einem „Grabhügel der jüngeren Urnenfelderkultur (Hallstatt B) auf der Schwäbischen Alb“ ein Inventar der Grabhügel der Urnenfelderkultur auf der Schwäbischen Alb. „Zur Schichtenfolge des kleingerätigen Mesolithikums in Württemberg und Hohenzollern“ liefert *Axel Hans Nuber* einen sehr wichtigen Beitrag, während *Renate Pirling* von „einem spätneolithischen Gefäß aus Württemberg“ ausgehend, eine besondere Gruppe rillenverzierter Gefäße innerhalb der Schnurkeramik behandelt. „Ein frühalamannischer Grabfund aus Oberschwaben“ ist *Robert Roeren* Anlaß zu einem Aufsatz über alamannische Funde des 4. Jahrhunderts. *Otto Roller* steuert einen wohlfundierten „Beitrag zur Kenntnis des Magdalénien in Südwestdeutschland“ bei, dem er eine Inventarliste der südwestdeutschen Magdalénien-Fundplätze beigibt. Ein Inventar der hallstattzeitlichen Wagengräber Mitteleuropas bietet andererseits im Zusammenhang mit der Datierung der Wagengräber unter dem Thema „Das Hallstattgrab von Vilsingen“ *Siegwald Schiek* (S. 78). Eine prähistorisch-klimatologisch wichtige Studie ist alsdann der Aufsatz „Der ‚Klimasturz‘ um 800 v. Chr. und seine Bedeutung für die Kulturentwicklung in Südwestdeutsch-

land“ von *Günter Smolla*. Die Reihe der 12 Arbeiten schließt mit dem grundsätzlich wichtigen Beitrag von *Gerhard Wein* über „Burg Dischingen“ zur Burgenforschung im mittleren Neckarland.
Walter Drack

Großer historischer Weltatlas, herausgegeben vom Bayrischen Schulbuchverlag. I. Teil, Vorgeschichte und Altertum, bearbeitet von Hermann Bengtson und Vladimir Milojcic. 1 Bd. Tafeln und 1 Bd. Erläuterungen. Bayrischer Schulbuchverlag, München 1953.

Es ist schon nicht leicht, für die rein historischen Perioden einen Geschichtsatlas zu schaffen, in dem Ereignisse und Bewegungen, die sich über Jahre und Jahrzehnte hingezogen haben, in den knappen Rahmen einer Karte eingefangen werden sollen. Um so schwieriger muß das Unterfangen für die prähistorischen und frühgeschichtlichen Zeiten sein, wo sich die kulturellen Tatsachen in noch viel weitschichtigeren Zeiträumen abwickeln, wo es unmöglich und gewagt ist, feste Grenzen zu ziehen, und wo jede Abgrenzung zwischen zwei Kulturen auf einer Karte eine Interpretation ist, die nach Erklärungen ruft und zur Diskussion Anlaß geben kann.

Dieser Tatsache eingedenk haben die Herausgeber in außerordentlich geschickter Weise den Atlas in einen Text- und einen Kartenband aufgeteilt. Wenden wir uns zunächst letzterem zu, so ist zu sagen, daß diese Karten alle mit einer außergewöhnlichen Sorgfalt gezeichnet und gedruckt sind. Sie können darstellungsmäßig durchaus als ein Optimum bezeichnet werden, vor allem auch darum, weil sie nie zu sehr mit Text und Schrift zu Erklärungszwecken überladen sind. Soviel zur technischen Seite, die nur Lob finden wird.

Durchblättert man den Tafelband, so entdeckt man neben den üblichen Karten, die schon in den Geschichtsatlantiden unserer Schultage figurierten, alle jene Karten, die man einst als Schüler und später als Student stets vermißte. Jede der großen prähistorischen Perioden ist mit einer Karte bedacht, auf denen die Kulturen und ihre gegenseitigen Abgrenzungen mit Schraffuren angedeutet werden. Besonders auffallend an diesen Karten ist die Tatsache, daß auf ihnen auch Kulturen und Fundstellen bis weit in die Länder Rußlands und den Osten hinein verzeichnet sind, zu denen auch im Kommentar die Erklärung und die Literatur nicht fehlt, — ein Privileg des Verfassers, dem diese meist fremdsprachigen Werke zugänglich sind. Vorzüglich sind auch die beiden Karten von Rom und Athen, die das Verhältnis der antiken Monumente zur modernen Stadt aufzeigen, ein Verhältnis, aus dem sich Schlüsse über das nachantike Schicksal dieser Städte ableiten lassen. Daß uns aber auch die Stadtpläne von Syrakus, Alexandrien und Priene geboten werden, ist willkommen. Mehrere Karten beschäftigen sich sodann mit der Geschichte Galliens (sehr schön die Karte der gallischen Wanderzüge), wobei leider gerade für unser Land eine kleine Unstimmigkeit in der Benennung der Flüsse sich eingeschlichen hat („Arura“ oder „Arula“ richtig für Aare auf Karte 30/31, wogegen auf Karte 33c ein monströses „Arurius“ steht, das meines Wissens jeder Grundlage entbehrt).

Nimmt man den Erläuterungsband zur Hand, so ist man angenehm überrascht von der Vielfalt des Gebotenen. Jede Hypothese auf der Karte — und das Aufstellen der Karten zwingt geradezu zu solchen — wird klar als solche gekennzeichnet und fundiert. Die Literaturangaben sind von reichlicher Fülle und machen den Atlas gerade für den, dem gewisse Perioden fern stehen, auch in dieser Beziehung zu einem wertvollen Nachschlagewerk, wenn man sich kurz orientieren will. Die Erklärungen zu den Karten über bereits historische Zeiten bringen z. T. die antiken Autoren im Wortlaut zitiert. Hier braucht man nicht ganz immer der Ansicht der Verfasser zu folgen, so z. B. Spalte 112, wo der Schlacht im Teutoburgerwalde wohl wieder zu viel Bedeutung zugemessen wird. Sie war eben doch nur eine Episode, und der Verzicht auf die Eroberung des freien Germaniens ist erst 16 n. Chr., und zwar freiwillig, gefallen im Rahmen einer neuen Gesamtkonzeption (Gründung des Lagers von Vindonissa!).

Als Ergänzung zur guten Karte des Limes und der zugehörigen Erklärungen (Spalte 113) möchte man sich nicht nur die Erwähnung der andern Limites des Römerreiches wünschen, sondern je ebenfalls eine Karte des Hadrianwalles, des Fossatum Africae und des hochinteressanten

Systems in der syrischen Wüste, an dem ja gerade jetzt eine deutsche Mission (in Rusafa) arbeitet. Das würde dem Werk noch mehr den universellen Charakter verleihen, den es bereits weitgehend besitzt.

Erwähnen wir zum Schlusse noch einen eminenten Vorteil des gediegenen Werkes — seinen erstaunlich bescheidenen Preis. Rudolf Fellmann

René Wyß, Beiträge zur Typologie der paläolithisch-mesolithischen Übergangsformen im Schweizerischen Mittelland. Inauguraldiss., Basel 1953. 124 Seiten. 76 Abb.

In der Schriftenreihe des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz legt der Verfasser seine Inauguraldissertation (Universität Bern) vor. Erwachsen aus einer Untersuchung für ein Preisausschreiben der SGU., stellt die vorliegende Arbeit einen auf typologischer Grundlage aufgebauten Versuch dar, das schwierige Problem des Überganges vom Paläolithikum zum Mesolithikum der Schweiz zu klären.

Die Arbeit gibt einen ausgezeichneten Überblick über das Steingeräteinventar der Station Fürsteiner, die der Autor zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung nimmt. Daran knüpfen sich Untersuchungen über die Relation dieser Station zur Oltener Gruppe, zur Freilandstation Moosbühl, zu den Stationen Seeberg III und VI, Hintere Burg und Rüteliacher. Diese typologischen Vergleiche auswertend, stellt Wyß seine „Fürsteiner-Facies“ als „spätpaläolithische, verhältnismäßig kleingerätige Silexindustrie“ dar, „die das Bild einer verkümmerten und degenerierten Kultur ergibt, die gerade noch frei ist von irgendwelchen mesolithischen Einflüssen und Leitformen“. Da sie formenkundlich typische Magdalénienelemente (und zwar solche des westlichen, vorwiegend schweizerischen Magdaléniens) aufweist, jedoch auch im östlichen modifizierten Spätaurignacien (Predmost) Parallelen besitzt, versucht der Verfasser diesen Komplex (den er zeitlich in das 9.—8. Jahrtausend stellt), als verspätete jungpaläolithische Facies zu erklären. Jünger als das Magdalénien der Jurazone, der Oltener Gruppe und des Moosbühls, älter als die reinen Mesolithstationen der Schweiz, erscheint nun die Fürsteiner-Facies als eine der regionalen Sondergruppen im spätesten Paläolithikum, die ihre Entstehung der Auseinandersetzung zwischen einem verhältnismäßig lange nachlebenden Magdalénien und dem Ostgravettien verdankt.

Man muß dem Verfasser dankbar sein für seine umfassende Materialdarlegung. Inwieweit die rein typologische Grundlage im vorliegenden Falle allein ausreichend ist, in dieses diffizile Problem einzudringen, kann ohne persönlichen Kontakt mit Material und Lebensraum kaum entschieden werden. Die prinzipiellen Bedenken gegen eine rein typologische Bearbeitung, besonders im Paläolithikum, sind schon von so vielen Seiten vorgebracht worden, daß es müßig wäre, näher darauf eingehen zu wollen.

Erfreulich ist die klare Umschreibung, die der Verfasser jeder einzelnen seiner Typengruppen voranstellt, und die Determinierung neuer Begriffe. Jeder Versuch einer Klärung terminologischer Fragen dient der Forschung, doch wäre es vielleicht angebracht, schon bestehende Begriffe und Nomenklaturen nicht vorschnell aufzugeben. Dies gilt im besonderen für die Stichelterminologie des Verfassers.

Auch in der Frage der Patina wird man vorsichtig sein und bedenken, daß theoretische Erwägungen, selbst Einzeluntersuchungen, in der Praxis keine entscheidenden Ergebnisse zu liefern vermögen.

Absolut abzulehnen erscheint mir die These des Verfassers, daß die Typologie ein chronologisches Datierungsmittel (!) sei, „obschon vom verwendeten Material abhängig, dennoch zulässig, da sowohl ganz bestimmte Typen als auch bestimmte Rohstoffquellen eine bestimmte Zeit charakterisieren“. Ohne Zweifel besteht oft kein anderer Ausweg, als typologische Merkmale für relative Zeitbestimmungen anzuwenden, jedoch sollte man sich der Relativität dieser Möglichkeit und ihres absoluten Charakters als letztes Hilfsmittel bewußt sein.

Es ist erfreulich, eine saubere, typologische Arbeit zu erhalten, die als Grundlage für weitere Forschungsaufgaben wertvoll, ja unerläßlich zu sein scheint; jedoch würde man gerne sehen, daß sich auch der routinierteste Typologe mit den Problemen des so unendlich vielseitigen Geschehens der Urzeit und der dafür maßgeblichen Faktoren auseinanderzusetzen versucht. Fritz Felgenhauer

J. G. D. Clark, Excavations at Star Carr, An early Mesolithic Site at Seamer near Scarborough, Yorkshire. University Press, Cambridge 1954. 200 S., 80 Abb. im Text, 24 Tafeln, 21 Tabellen.

Der mesolithische Fundplatz Star Carr, der durch mehrere Vorberichte bereits bekannt war und weitestgehendes Interesse erweckt hatte, erfährt nunmehr seine ausgezeichnete monographische Behandlung. Abgesehen von den fund- und befundmäßigen Ergebnissen, besticht die Arbeit durch ihren methodischen und übersichtlichen Aufbau, dessen organische Gliederung nicht nur ein Maximum an Aussagekraft, sondern auch tiefgehende Einblicke in Probleme und Technik der Ausgrabung und Verarbeitung ermöglicht.

Kapitel I behandelt die Fundlokalität und zeigt in seinen einzelnen Unterabschnitten den weitgespannten Bogen aller damit zusammenhängenden Fragen an. 1. Ausgrabung (4 Grabungen von 1948—1951). 2. Umfang und Charakter der Niederlassung, mit mehreren statistischen Übersichten in graphischer Darstellung (Verteilung der Silexwerkstücke nach Quadrat-Yards u. a.). Der Verfasser schätzt den Umfang der Star Carr Station auf zirka 220—240 Quadrat-Yards (zirka 192,30 m²) und führt eine interessante Zusammenstellung weiterer mesolithischer und neolithischer Stationen in ihren Flächenausmaßen zu Vergleichszwecken an. In ihrem Charakter erscheint die Station als ein zeitweise (Januar und April) immer wieder aufgesuchter und verlassener Aufenthaltsort, dessen sumpfige Bodengestaltung bis zu einem gewissen Grade verfestigt wurde. 3. Soziologische Folgerungen (Der Fundcharakter läßt eine Gemeinschaftsform eher möglich erscheinen als eine spezialisierte Gruppe. Das männliche Element scheint durch die Bedeutung der Jagd und die gesteigerte Geräteherstellung stärker in Erscheinung zu treten. Andererseits scheint der Vergleich mit Jägervölkern Nordamerikas und Grönlands durch die Bedeutung der Fellbearbeitung auch die Gegenwart von Frauen zu erweisen. Aus der Beobachtung aller Fundumstände glaubt der Verfasser kaum auf mehr als 4—5 anwesende Familien schließen zu dürfen). 4. Datierung und ökologische Situation (9488 ± 350 oder 7538 ± 350 v. Chr. nach C-14 Datierung. Die Siedlungsplattform liegt direkt auf dem Schilf-Sumpf auf und wurde so nahe als möglich dem offenen Wasser angelegt. Das höhere Gelände war mit Birken bestanden). 5. Lebensunterhalt (keine Spuren von Kulturpflanzen oder domestizierten Tieren, Grundlage des Lebensunterhaltes waren Pflanzensammeln, Jagen und Vogelfang). 6. Rohmaterial (alles aus der unmittelbaren Umgebung des Platzes oder bei der Nahrungssuche zu finden, ausgenommen Bernstein und grauer Flint). 7. Industrielle Tätigkeit (Intensive Geräteherstellung aus Flint, Knochen und Geweih. Äußerst interessante Untersuchungen statistischer Art der Geräteverteilung mit gleichen Ergebnissen wie sie in Abschnitt 3 erzielt wurden). 8. Handel und Verkehr (kein positiver Beweis für Handel, ein hölzernes Ruder erweist den Gebrauch von Booten). 9. Künstlerisches, geistiges und religiöses Leben. Mit Ausnahme einiger unbedeutender Ritzlinien keine dekorativen Elemente; Wahrscheinlichkeit der Verwendung von Körperschmuck. Keine Spuren menschlicher Skelette, ebensowenig solche kultischer Art.

Eine, wenn auch nur andeutungsweise, Skizzierung des Ergebnisses des ersten Kapitels erschien uns deshalb von Bedeutung, um darauf hinzuweisen, welche Möglichkeiten sich bei intensiver Durcharbeitung des Materials ergeben, wobei es überdies als nachahmenswertes Beispiel empfohlen werden darf, wie wenig sich der Verfasser dabei vom reinen befundmäßigen Ergebnis entfernt und allzuhochgespannten Interpretationsversuchen den Eingang in sein methodisches Gebäude versagt hat. In dieser Hinsicht scheint uns die vorliegende Arbeit kaum ihresgleichen zu haben.

Das II. Kapitel umfaßt die Seestratigraphie, Pollenanalyse und Vegetationsgeschichte. Kapitel III behandelt die Fauna und Kapitel IV die Silexindustrie; Kapitel V Geweih- und

Knochenindustrie; sie ist in reichem Ausmaß und variantenreicher Ausführung vorhanden und vermittelt uns (besonders auch durch die zahlreichen ausgezeichneten Tafeln und Abbildungen) einen weitgehenden Einblick in Typologie und Technologie dieser bevorzugten mesolithischen Werkstoffe. Das VI. Kapitel ist verschiedenen Detailfunden gewidmet, während das Schlußkapitel Star Carr in den größeren europäischen Rahmen zu stellen versucht. Das Ergebnis zeigt sich darin, daß Star Carr als eine dem Prä-Boreal angehörende Station vor das eigentliche Maglemosien zu setzen ist. Es steht somit am Übergang vom spätesten Paläolithikum zum vollen Mesolithikum und zeigt daher Anklänge nach beiden Richtungen.

Die Besprechung konnte nur andeuten und streifen, bestenfalls anregen; denn eine Arbeit, die in derart komprimierter Form Satz für Satz Wesentliches zu sagen hat, zwingt den Interessenten, sie selbst durchzuarbeiten, und dieser Zwang wird uns leider nicht von allzuvielen Arbeiten angetan.

Fritz Felgenhauer

Henriette Alimen, *Préhistoire de l'Afrique*. Edition N. Boubée, Paris 1955. Un vol. in-8, 578 p., 155 fig., 5 tableaux dépliant, 25 pl. en noir et 3 pl. en couleurs.

Fruit d'un travail dont il n'est pas difficile de mesurer l'ampleur et la profondeur, le livre que Mademoiselle Alimen offre aux préhistoriens vient à son heure. En effet, alors que la recherche préhistorique en Afrique a fait, ces dernières années, d'énormes progrès, obligeant les spécialistes à se réunir en des congrès panafricains pour comparer leurs résultats et établir les indispensables codifications taxonomiques et chronologiques, on manquait d'un livre qui tentât de donner de l'état actuel des connaissances sur ce thème un tableau général. Mademoiselle Alimen, que sa qualité de géologue rompue aux problèmes du Quaternaire, et familière de l'Afrique du Nord, préparait à une telle tâche, a osé l'entreprendre et y a réussi. Elle s'acquiert ainsi la reconnaissance et les félicitations de ses collègues, comme de tous ceux qui s'intéressent à la préhistoire.

Dans ce livre bien présenté et dense, l'auteur étudie, du Maghreb au Cap, l'évolution du climat et du milieu géographique quaternaires, des civilisations et des Hominiens de l'Afrique. Elle tente hardiment, mais avec les réserves que lui dicte la rigueur scientifique, des corrélations entre les grands phénomènes climato-géologiques et les industries, pour les diverses régions puis pour l'ensemble du continent. Des chapitres sont consacrés ensuite aux Hommes fossiles, puis à l'art africain, enfin à la question des mégalithes, avant qu'en un dernier chapitre — très important — l'auteur condense ses conclusions générales et ses hypothèses.

Index, tableaux, figures bien faites, planches soignées, bref, toute une documentation de choix contribue à donner à ce livre une valeur didactique de premier plan.

Marc-R. Sauter

Marthe et Saint-Just Péquart, *Hoëdic, deuxième station-nécropole du Mésolithique côtier armoricain*. Préface de Eugène Pittard, note anthropologique de H.V. Vallois. Anvers, De Sikkel, 1954. Un vol. gr. 8, 93 p., 1 frontisp., 10 pl., 42 fig.

Madame Saint-Juste Péquart, en travaillant à la publication de ce beau volume, a accompli un geste pieux à la mémoire de son époux tragiquement enlevé à la science en 1944, mais elle a du même coup rendu un grand service à cette science qu'il a bien servie. En effet, si deux ou trois notes préliminaires donnaient une idée des résultats obtenus par le couple d'excellents fouilleurs sur l'îlot breton de Hoëdic, résultats qui confirmaient et complétaient les observations faites dans l'îlot, proche, de Téviec (sur lesquelles une belle monographie nous renseignait), la description raisonnée exhaustive qui nous en est maintenant présentée offre une source d'informations des plus utiles. Ces informations concernant d'une part la vie et la civilisation d'un petit groupe de chasseurs et pêcheurs, mais surtout de ramasseurs de Mollusques du littoral atlantique à l'époque mésolithique, d'autre part les rites funéraires de ce groupe et les croyances qui pouvaient en être l'expression. Foyers culinaires, outillage microlithique, d'une part, tombes à inhumation sous dalles et sous bois de Cerf et à mobilier funéraire, d'autre part, constituent un ensemble digne d'intérêt.

L'abondance et la tenue des illustrations contribuent à donner à ce livre — dont l'éditeur belge De Sikkel a eu la sagesse d'assumer la responsabilité, un aspect conforme à sa valeur scientifique.

Marc-R. Sauter

Lothar F. Zotz, *Ewiges Europa — Urheimat der Kunst*, Festvortrag. Ludwig Röhrscheid Verlag Bonn 1953. 28 S., 4 Tafeln, 4 Textabb.

L. F. Zotz befaßt sich in einem Festvortrag anlässlich einer Tagung der Hugo-Obermaier-Gesellschaft für Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen auf knappem Raum mit dem Wie und Wo der Entstehung ältesten Kunstschaffens. Die in diesem Zusammenhang aufgeworfenen Probleme werden dem Leser mit Zitaten und Vergleichen über moderne und alte Maler, ferner auch durch völkerkundliche Parallelen näher gebracht. Die Vortragsart erinnert stark an die Betrachtungsweise von Kunsthistorikern. So äußert sich der Verfasser u. a. folgendermaßen zur Levantekunst: „Alle Maßstäbe der Wirklichkeit sind aufgelöst, jeder Rahmen der Vernunft ist gesprengt und jeder ruhende Pol zerrissen. Was blieb, zuckt auf wie ein Schrei oder ein Blitz. Es ist jenes Schwelgen in einem geometrischen Parallelismus, das nur in der Abstraktion leben kann. Gleich einem gewaltigen Bagger sind die Beine in der Erde verankert, von der sie sich nicht zu lösen vermögen“ (zum Bild eines Bogenschützen aus der Valltortaschlucht). — Das Referat richtet sich vorwiegend an einen schöngeistigen, kunstbeflissenen Leserkreis.

René Wyß

Marie König, *Das Weltbild des eiszeitlichen Menschen*. N. G. Elewert Verlag, Marburg 1954. 136 S., 86 Abb., 1 Tabelle und 1 Karte.

Wenn K. J. Narr am Schluß seiner vernichtenden Besprechung über dieses Buch im „Anthropos“ (Bd. 49, Fasc. 3—4, S. 727, Freiburg 1954) sagt, es sei zu bedauern, „daß die Verfasserin offensichtlich nicht an einen Fachmann geraten ist, dem es gelungen wäre, ihren großen Eifer in wirklich wissenschaftliche Bahnen zu lenken“, dann kann man ihm nur beistimmen. Es erübrigt sich eigentlich, das Bändchen in einer Fachzeitschrift zu besprechen. Was uns Marie König an abgeschmackten Theorien über die Bedeutung willkürlich herausgegriffener Details eiszeitlicher Kunstwerke — z. B. Bovidenhörner oder Mammutstoßzähne als Mondsymbole — vorsetzt, zeugt von einem bedauerlichen Quantum an anmaßendem Halbwissen und wertloser Phantasie. Es ist für den Fachprähistoriker immer betrüblich, wenn sich Laienarbeit, die ihm unter andern Voraussetzungen dienlich und willkommen ist, in völlig falschen Bahnen verliert und nur dazu beiträgt, den Außenstehenden glauben zu machen, unsere Wissenschaft sei ein Tummelfeld für Phantasten. Schade, daß der Verlag das Manuskript so unbekümmert gedruckt hat.

H.-G. Bandi

G. Bailloud et P. Mieg de Boofzheim, *Les civilisations néolithiques de la France dans leur contexte européen*. Préface de R. Lantier. Edition A. et J. Picard, Paris, 1955. Un vol. in-8, 250 p., 96 pl.

Malgré les efforts de quelques uns d'entre eux, les préhistoriens français — on les comprend, bien sûr, quand on pense à la richesse de leurs grottes! — montrent une prédilection marquée pour le Paléolithique. Il en résulte que l'on connaît mieux les nuances du Périgordien que les éléments de la classification des faciès néolithiques qui se sont manifestés entre Nice et Brest. Certes, depuis que Mortillet, Déchelette et Goury ont tenté avec plus ou moins de bonheur de rassembler et d'ordonner ce qui était connu, les quelques préhistoriens auxquels je viens de faire allusion ont apporté bien des faits nouveaux; d'autre part des fouilles importantes, pratiquées dans les territoires limitrophes de la France (par exemple aux Arene Candide en Ligurie, en Espagne, en Allemagne occidentale, et dans nos stations suisses) ont permis de mieux situer dans des cadres chronologiques et culturels les trouvailles françaises.

C'est en même temps pour réunir de manière systématique les documents connus, et pour faire connaître les résultats des recherches récentes en France et autour de la France que M. Bailoud, aidé de M. Mieg de Boofzheim pour l'illustration (claire) ont composé ce livre. Il faut les en remercier, car, comme l'écrit au début de sa préface le directeur du Musée des Antiquités nationales, il répond à une nécessité pressante et comble une grave lacune. Je rends un particulier hommage aux auteurs pour l'effort qu'ils ont fait de maîtriser, pour les employer à enrichir la vue d'ensemble qu'ils donnent, les publications en langues étrangères.

La place manque pour discuter ici de l'ordonnance et des théories que contient cet ouvrage qui, dans l'esprit de ses auteurs, est surtout destiné à „montrer l'importance du travail qui reste à faire dans le domaine des études néolithiques en France et inciter des bonnes volontés à s'engager sur cette voie“. Nous nous contenterons d'énumérer les titres des chapitres: Généralités. Traditions mésolithiques. — Les civilisations danubiennes en Europe occidentale. — Les civilisations néolithiques de la Méditerranée occidentale. — Les civilisations occidentales non mégalithiques. — Le Chalcolithique et la diffusion des mégalithes. — Aspect culturel de la France chalcolithique. — Synthèse et chronologie. — Bibliographie, index.

Les amateurs et les spécialistes suisses de préhistoire seront heureux de posséder ce qu'on désignera bien vite comme „le Bailoud“, car ils sauront qu'ils peuvent y trouver, systématisées, les principales données sur le Néolithique de la Gaule. Et souhaitons avec les auteurs que leur livre suscite chez leurs collègues français le désir de multiplier les recherches dans les stations et niveaux de cette passionnante période.

Marc-R. Sauter

Kurt Gerhardt, Die Glockenbecherleute in Mittel- und Westdeutschland. Ein Beitrag zur Paläanthropologie Eurafrikas. E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Erwin Nägele), Stuttgart 1953. 212 S., 234 Abb. auf 13 Tafeln und 8 Tabellen im Text und auf 2 Beilagen.

Das Buch birgt die monographische Behandlung aller bis 1938 gefundenen mittel- und westdeutschen Schädel und Skelette der Glockenbecherbevölkerung, dazu einiger wichtig erscheinender Fundgruppen der Endphase der Glockenbecherkultur und der anschließenden Frühbronzezeit. Insgesamt gelangen die Reste von 130 Individuen zur Beschreibung und — soweit möglich — zur typologischen Auswertung.

Im I. Teil werden in dankenswerter Weise die Fundzusammenhänge, Aufbewahrungsorte und die bisherige, insbesondere prähistorische Literatur für jedes Fundindividuum katalogisch gegeben, was leider keine Selbstverständlichkeit in der paläanthropologischen Literatur ist.

Im II. Teil folgen die „Einzelbeschreibungen“, geordnet nach den kulturellen Ausweisen der Beigaben und in geographischen Gruppen. Hier und im folgenden Teil setzt der Verfasser in der Methode bewußt den Weg der alten Morphologen wie Ecker, His, Toldt und Schliz fort, indem er die modernen „Erkenntnisse vom Wesen und Werden der Morphe ‚Rassenschädel‘“ und „das erworbene Wissen der erbbiologischen und der ganzheitlichen Anthropologie“ in kritischer Auswahl anwendet und damit die Schädel „morphotypologisch-morphognostisch“ erfaßt, d. h. zuerst und hauptsächlich in ihren wesentlichen plastisch-typischen Formtendenzen zu bestimmen sucht. Geschlecht, Alter und Körpergröße, sowie das metrische Verhalten werden in sorgfältigen tabellarischen Übersichten wiedergegeben.

Der III. und wichtigste Teil bringt die „Formale Typenscheidung und Bestimmung“. Die gründlich erarbeiteten Ergebnisse sind außerordentlich reichhaltig; vor allem verwerfen sie die alte Ansicht von der somatischen Einheitlichkeit der Glockenbecherbevölkerung und beweisen „ein einprägsam viel- und eigenfarbiges, nicht nur einfach buntes Bild der rassischen Komposition“. Der Schlizsche „Glockenbechertypus“ wird als „Planoccipitaler Steilkopf“ bestätigt und typologisch eingehend mit vielen bisher kaum bekannten Einzelzügen charakterisiert. Neben diesem im breiten „Typenspektrum“ der Glockenbecherleute vorherrschenden Typus findet sich überraschenderweise als zweitstärkstes Element der „kurvoccipitale Rundschädel mit breitem Gesicht“ (alpiner Typus), für den zugleich — zum erstenmal für vorgeschichtliche Epochen

Mitteleuropas — die individuelle Variabilität des Typus dargestellt wird. Des weiteren ließen sich von den bekannten Varietäten mit etwa gleichem Anteil wie die Alpinen der Typus der nordischen Rasse „im engeren und weiteren Sinne“ und als wesentlich seltener Grazi-Mediterranide herausanalysieren. Darüber hinaus werden typologisch problematische Schädel diskutiert, die möglicherweise „anderes Mediterranes Formengut“ und „Brachymorphe Cromagnide“ sind.

Die Frage der Herkunft und die systematische Stellung des ‚Planoccipitalen Steilkopfes‘ — das Hauptproblem der Typologie der Glockenbecherleute — wird vom Verfasser eingehend und kritisch erörtert, indem er die bisher bekannten kulturhistorischen und paläanthropologischen Gegebenheiten und Zusammenhänge der Epoche, vor allem auch des Mittelmeergebietes, zu Rate zieht. Die schon wiederholt vertretene Ansicht, daß es sich bei den ‚Planoccipitalen Steilköpfen‘ um Armenide und nicht um Dinaride handelt, erfährt bei Berücksichtigung aller erwogenen Kriterien neue Nahrung. Daneben bleibt aber auch nach dem Verfasser offen, ob diese Alternative überhaupt zu setzen ist und es sich nicht vielmehr um „Nachkömmlinge eines allen (d. h. dem armeniden, dem dinariden und dem Glockenbechertypus) gemeinsamen ursprünglichen Rassenelementes“ handelt. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß nach dem Zeugnis der Schädel allein diese typologische Frage nicht zu lösen ist.

Von den Analysen der nachglockenbecherzeitlichen Fundgruppen ist besonders diejenige der altbekannten „Adlerberger“ Population hervorzuheben: die von Bartels und Schliz als typologisch einheitlich beschriebene Gruppe weist ein ähnlich buntes Typenbild auf wie die Glockenbecherleute!

Dem Buch sind ein umfangreiches Literaturverzeichnis und Diopetrographenzeichnungen fast aller Schädel in verschiedenen Normen beigegeben, die zum Verständnis der Typenbestimmungen wesentlich beizutragen vermögen, wenn sie auch leider zu klein reproduziert worden sind.

Das Buch bereichert unser Wissen von den Menschentypen und den anthropodynamischen Vorgängen der ausgehenden Jungsteinzeit in besonderem Maße. Gleichzeitig weist es in der Methodik neue aussichtsreiche Wege anthropologischer Forschung und Erkenntnis. Damit hat das Werk grundlegende Bedeutung.

Dora Pfannenstiel

Gerhard Mildenerberger, Studien zum mitteldeutschen Neolithikum. Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden, Heft 2, Leipzig 1953. 103 S., 3 Karten, 4 Tab.

In der Arbeit „Studien zum mitteldeutschen Neolithikum“ versucht G. Mildenerberger die Chronologie des Neolithikums im genannten Raum genauer festzulegen auf Grund von Grabhügeln mit Inventaren, die verschiedenen kulturellen Stufen angehören. — Der Verfasser bedient sich einer vorbildlichen analytischen Methode, indem er an Hand alter Grabungsberichte und typologischer Erwägungen für jeden einzelnen Grabhügel die kulturelle Abfolge untersucht. Aus den hierbei gewonnenen Resultaten baut er ein Gesamtbild der jungsteinzeitlichen Kulturabfolge auf, als deren wesentlichstes Ergebnis die Tatsache erhellt, daß für den großen Teil der mitteldeutschen Kulturgruppen eine zeitliche Abfolge angenommen werden darf, welche weitgehend parallele Entwicklungsstufen derselben ausschließt. — Die vielen Gruppen, ältere und jüngere Linearband-Keramik, Stichband-Keramik, Rössen, Jordansmühl, Baalberg, Salmünde, Bernburg- und Walternienburg-Stufen, Schnurkeramik und Aunjetitz, welche einen Zeitraum von rund anderthalb Jahrtausenden ausfüllen, lassen sich zwanglos in diese Zeitspanne aufteilen. Das Herunterreichen verschiedener neolithischer Kulturen ins zweite Jahrtausend vor der Zeitrechnung durch die frühe Bronzezeit hindurch entspricht der sich allgemein durchsetzenden Herabsetzung der Daten, durch welche die stellenweise auffällige Fundleere während der frühen Bronzezeit wenigstens teilweise eine Erklärung erhält. Der Verfasser bemüht sich, die mannigfachen Kulturen in eine absolute Zeittafel einzuordnen, wobei er sich auf die Untersuchungen Milojčić's stützt, der für seine Arbeit (Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas) die Daten aus dem Orient her ableitet. — Der Versuch G. Mildenerbergers, die kulturellen Zusammenhänge der neolithischen Dorfkulturen Mitteldeutschlands weitgehend zu klären,

ist dem Verfasser zweifellos gelungen. Die interessante, durch zahlreiche Literaturhinweise und kritische Betrachtungen gut unterbaute Veröffentlichung wird jedem Fachmann bei der Behandlung von Problemen der jungsteinzeitlichen Chronologie im mitteleuropäischen Raum wertvolle Dienste leisten.

René Wyß

Maurice Allègre, La station préhistorique des Aubes, commune de Blauvac, département de Vaucluse. Préface de S. Gagnière. Sans lieu ni date [1953]. (En vente chez l'auteur, 48, rue des Lices, Avignon, prix avec port, fr.fr. 705.—). Un vol. in-4, 28 p. et 18 pl.

Ayant patiemment récolté, au cours de plusieurs années, les objets en pierre et les tessons que les labours mettaient à nu sur la pente d'un coteau près de St-Estève, l'auteur de cette minutieuse monographie a décrit, et partiellement figuré, les types de l'industrie représentée. Il s'agit d'une Néolithique (sensu lato) très mal définissable, où le préfacier pense pouvoir distinguer deux groupes. Nous nous demandons si des trouvailles de surface, si utiles qu'en soit le ramassage et l'étude, méritent le luxe que représente aujourd'hui une telle publication; un article de revue, en un texte condensé, aurait suffi à signaler ce gisement méridional. Marc-R. Sauter

L.V. Grinsell, The Ancient Burial-Mounds of England. 2nd Edition. Methuen, London 1953. XVIII, 278 S., 12 Textabbildungen, 24 Tafeln.

Die in der Frühzeit der prähistorischen Forschung so zahlreich betriebenen Ausgrabungen oberirdischer Grabdenkmäler — Dolmen, Gang- und Kammergräber, Steinkisten und, last not least, Grabhügel — beruhten vielfach auf der richtigen Erkenntnis, daß die Grabsitten tiefe Einblicke in Kultur und Geisteswelt der Vorzeit erlauben. Daß der äußere Effekt, die Gewinnung von Funden (für welchen Zweck auch immer), sehr oft die ursprüngliche Absicht in den Hintergrund treten ließ, ist nur zu bekannt. Der wissenschaftliche Gewinn war denn auch, wenn man von den Funden und manchen richtigen Beobachtungen absieht, nicht der erwartete; da zudem nur ein Bruchteil der Ausgrabungen notiert und veröffentlicht wurde, muß das Ergebnis, vom Standpunkt einer verantwortungsbewußten Denkmalspflege aus gesehen, nur zu oft mit der Zerstörung wertvoller Kulturdenkmäler gleichgesetzt werden. Um aber hiervon abzusehen: die Richtung, die die Forschung in der Folgezeit einschlug, konnte einer Auswertung des Beobachtungsmaterials nicht günstig sein, zumal dieses trotz aller Mängel mächtig angeschwollen war und die Sichtung und Verarbeitung immer mehr zu einer Frage der Zeit und der Arbeitskraft wurde. Es ist deshalb kein Wunder, daß eine systematische Übersicht über die oberirdischen Grabdenkmäler Mitteleuropas, die auf einer ausgedehnten Materialverarbeitung fußt, bis heute nicht geschrieben ist.

Man wird es in folgedessen um so mehr begrüßen, daß ein solcher Überblick über die entsprechenden Denkmäler Englands (ohne Schottland und Wales) nun schon zum zweiten Mal vorgelegt wird. Da die erste Auflage von 1936 nicht einfach überarbeitet, sondern größtenteils neu geschrieben wurde, muß auch eine neue Anzeige erfolgen. — Der Verfasser hat die Einteilung in eine erste Gruppe von systematischen Kapiteln (Aspects of Barrow Study) und einen zweiten Teil beschreibender Abschnitte in topographischem Zusammenhang (Topographical) beibehalten, von kleineren Änderungen abgesehen. Jedem Kapitel sind nicht zu knappe Literaturangaben beigegeben; bei den beschreibenden Abschnitten kommen Kartenverzeichnisse, Museumslisten und grundlegende lokale Literatur hinzu. Gute Situationsskizzen, Typenschemata und meistens vortreffliche Photos, darunter hervorragende Luftaufnahmen, ergänzen die Darstellung. Ein dreifach gegliedertes Register erleichtert die Benutzung (Stichwortverzeichnis, Personenregister, topographische Namen nach englischen Grafschaften geordnet: erfordert eine gute Kenntnis der englischen Grafschaftsgeographie!).

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Abriß der Forschungsgeschichte und wendet sich dann der Typengliederung und der Chronologie zu. Die Long Barrows werden unter Hinweis auf

das neue Buch von G. E. Daniel, *Prehistoric Chamber Tombs of England and Wales* (1950) nur kurz gestreift. So weit bisher zu übersehen, scheint die große Mehrzahl der Grabhügel (in weitestem Sinne) in der Zeit zwischen dem späteren Neolithikum und dem Ende der mittleren Bronzezeit angelegt worden zu sein; in diesem Zeitraum läßt sich auch der größte Typenreichtum beobachten. Mit Ausnahme der angelsächsischen und einiger wikingischer Schiffsgräber sind seit dem Beginn der Spätbronzezeit fast ausnahmslos nur noch Rundhügel errichtet worden; daneben treten, wie überall, Nachbestattungen in älteren Hügeln auf. Bemerkenswert sind einige Hügel in Early Iron Age B, deren Gräben im Viereck statt wie üblich im Kreis geführt sind. Lassen die verschiedenen Typen der Long Barrows und, wenn auch in geringerem Maße, der frühen Round Barrows gewisse Schwerpunkte in kulturellem Zusammenhang erkennen (was mit Hilfe einiger Verbreitungskarten vielleicht noch klarer gezeigt werden könnte), so fällt es verständlicherweise schwer, generelle Spezifizierungen, die kulturgeschichtliche und chronologische Ergebnisse zeitigen könnten, auch bei den Round Barrows jüngerer Perioden zu konstatieren. Gelegentliche Beobachtungen möchte der Verfasser dahingehend zusammenfassen, daß Hügelnekropolen meistens im Westen der dazugehörigen Siedlungen liegen, was durch einige historische Beispiele gestützt wird.

Ein zweites, ausführliches und sehr lesenswertes Kapitel gilt dem Totenkult. Indem der Verfasser nicht lediglich Beobachtungen mitteilt, sondern unter sorgsam abwägender Benutzung aller zu Gebote stehenden Hilfsmittel — die wenigstens zum Teil in den folgenden Kapiteln (Konstruktion, Local Names, Folklore) genauer erörtert werden — auch manche Deutung wagt, gibt er ein lebendiges Bild des Totenglaubens in seiner Mannigfaltigkeit und seinen Wandlungen. Man wird das Fragmentarische dieses Bildes nicht übersehen dürfen; aber was hier nüchtern und mit Vorsicht versucht wird, erscheint weitgehend glaubhaft und gibt einen Begriff von dem, was hier noch auszuschöpfen ist. Nicht in allen Einzelheiten wird man dem Verfasser folgen können. So möchte man aus dem Fehlen irgend welcher Spuren des Leichenschmauses in Early Iron Age A, wie sie am Eingang der weit älteren Chambered Long Barrows häufig in Form von Scherbenhäufen konstatiert wurden, nicht geradewegs schließen, daß die Hinterbliebenen damals auf das feierliche Totenmahl verzichtet haben. Andererseits ist es aber erstaunlich, wie oft die Heranziehung bekannter Bräuche aus alter und neuer Zeit, wobei der Verfasser sehr umsichtig verfährt, Wege zur Erklärung mancher rätselhaften Erscheinung zu weisen vermag. Die Grundlagen werden aufgezeigt: In dem Abschnitt über die Konstruktion der verschiedenen Denkmäler finden nicht nur die Arbeitsgeräte und die Anzeichen für die Organisation der Arbeiter, sondern auch die Spuren ihrer Mahlzeiten Beachtung, und das Kapitel Folklore gibt Aufschluß über die grundsätzliche Möglichkeit, gewisse Überlieferungen, die sich an bestimmte Denkmäler knüpfen, auf prähistorische Zeit zurückzuführen. Freilich wird man dabei nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß die Verhältnisse wesentlicher Teile des Festlandes für solche Untersuchungen ungünstiger sind als die der englischen Insel.

Die drei folgenden Kapitel (Maps and Distributions, Fieldwork, Barrow-Digging through the Ages) behandeln die praktischen Seiten der Grabhügelforschung. Die Übersicht über die verschiedenen Karten dürfte generell von Wert sein, kann ihre Vorzüge jedoch erst bei einer Benutzung im Lande selbst zeigen; erwähnenswert sind die Angaben, wo ältere Kartenwerke zu finden und zu benützen sind. Die Hinweise im Abschnitt Fieldwork wird man gelegentlich einer großzügigen Hügelaufnahme mit Nutzen zu Rate ziehen. Besonders beherzigenswert scheint dem Rezensenten, was der Verfasser über die Benutzung von Motorfahrzeugen bemerkt; wie er kurz berichtet, hat er seine Hügelaufnahmen sämtlich zu Fuß bewerkstelligt. Das letzte Kapitel des ersten Teils enthält eine Menge interessanter Details zur Forschungsgeschichte, insbesondere auch über früher geübte Ausgrabungspraktiken — jedoch auch einen Abschnitt über moderne Anforderungen.

Der zweite Teil des Buches — Topographical — ist durch einige Kapitel ergänzt worden, behielt aber seinen Charakter als Exkursionsführer. Hier findet der Leser nähere Angaben zu jenen Denkmälern, die im ersten Teil genannt sind, dazu ausführliche Literaturangaben. Im

Zusammenhang mit der dabei notwendigen Benutzung des Registers III ist dieser topographische Teil daher die organische Ergänzung der systematischen Kapitel der ersten Hälfte.

Wenn sich der festländische Leser zuweilen an den englischen Maßen und am Fehlen einer guten Übersichtskarte stößt, so sind das Ausstellungen, die den Landeskundigen nicht berühren und daher von geringem Gewicht sind. Daß man im ersten Teil manchmal anderer Meinung sein kann als der Verfasser, wird angesichts der unbestreitbaren Vorzüge den Wert des Buches nur steigern, indem der Leser zum Nachdenken angeregt wird. Er wird sich dann bewußt werden, warum die Untersuchung eines Grabhügels heute zu den schwierigsten Aufgaben gerechnet wird, die einem Ausgräber gestellt werden können. Schon aus diesem Grunde sollte man gar nicht erst versuchen wollen, dieses Buch „in der Diagonale zu lesen“; dazu ist es nicht geeignet und zudem zu schade.

Franz Fischer

Georg Kossak, Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas. Römisch-Germanische Forschungen, Bd. 20. Berlin 1940. 132 S., 26 Tafeln, 3 Abb. im Text.

Endlich hat sich ein Fachmann der Analysierung der vielen radförmigen, lanzettlichen, schwalbenschwanzförmigen und dreieckigen „Anhänger“, der Anhänger in Rasiermesserform und der Scheibenanhänger, der Anhänger in Sanduhrform (der sogenannten „Doppelaxtanhänger“), der vielfältigen Vogelplastik, der Vogelbilder in Treiarbeit, der gravierten Vogelfiguren und der zahlreich variierten Tiergefäße der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas angenommen, die zu Tausenden in den Museumsvitrinen ein Dasein fristen, von welchem höchstens ob der Vielfalt und Zahl des Vorhandenen staunenderweise und ob des möglichen symbolhaften Charakters in Form eines kurzen, aber eindeutigen Achselzuckens Notiz genommen wird. Das Unternehmen Kossacks kann gerade deshalb nicht hoch genug eingeschätzt werden. Kossack führt den Leser nicht einfach *medias in res*. Er läßt ihn vielmehr vertraut werden mit der „Idolatrie und dem symbolischen Gedankengut in den neolithischen und bronzezeitlichen Kulturgruppen des Nordwestbalkans“, mit dem „Symbolgut in frühurnenfelderzeitlichen Funden (Hallstatt A/1)“ und dessen „Verbreitung in westlichen Periphergebieten“. Diese Vorkapitel beschließt der Abschnitt über „Symbolgut in Funden der älteren Urnenfelderzeit (Hallstatt A/2)“. So vorbereitet, werden dem Leser die „Religiösen Äußerungen der jüngeren Urnenfelder- und älteren Hallstattzeit“ unterbreitet: zuerst das „donauländische Erbe“ (Amulette, Tierkopfgehänge, getriebene und gravierte Vogelheraldik, Vogelplastik, Tiergefäße, Deichselwagen), dann die „neuen Motive“ (Pferdeplastik und Pferdezeichnung, Trinkhörner und Stierhyta, anthropomorphe Motive und Hausurnen); endlich gibt Kossack einen Überblick über das donauländische Symbolgut in Griechenland und Italien sowie über den westlichen Urnenfelder- und Hallstattkreis. Eine Zusammenfassung des detailliert Dargelegten, eine in 11 Sachgruppen von A—K aufgeteilte Fundliste (S. 85—117) und verschiedene registerartige Verzeichnisse beschließen das stattliche Werk, das mit einem sehr guten Abbildungs- und Kartenapparat ausgerüstet ist.

Die „Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas“ bilden zweifellos einen wichtigen Markstein in der Vorgeschichtsforschung. Es handelt sich um ein unumgängliches Instrument nicht nur für den Prähistoriker selbst, sondern ebenso sehr für den Religionsgeschichtler: „Die durch G. v. Merhart entwickelte Theorie von der überragenden Bedeutung donauländischer Kulturen auch für religionsgeschichtliche Erkenntnis nutzbar zu machen“ (Vorwort), hat es Kossack nicht nur bei einem — wie er schreibt — „ersten Versuch“ bewenden lassen. Das Buch wird auf lange Zeit hinaus ein vielkonsultiertes Standardwerk bleiben.

Nicht im Sinne einer Korrektur, nur in Form einer knappen Anregung, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, ob in Anbetracht der zahlreichen und vielfältigen Beeinflussung der westlichen Peripherkulturen Mitteleuropas durch den Nordwestbalkan manchmal vielleicht doch zuviel Gerät als Import gewertet worden ist, wie das z. B. mit der Bronzetasche und dem halbkugeligen Bronzebecken aus dem Tumulus von Les Favaresses NE geschehen ist (S. 77). Dann

frage ich mich, ob die durch durchbrochen gearbeitete Leistengehänge mit Ringketten- und Radbesatz und mitunter Vogelschmuck ausgezeichnete „Hallstattkultur des französischen Jura“ (S. 77) nicht einfach das Zentrum einer Kulturprovinz ist, die von Genf bis Hagenau und von Dole bis zum Napf hinüberreicht. Dieses Gebiet hat durch sehr viele Gemeinsamkeiten ein einheitliches Gesicht. Schließlich möchte ich anregen, auf den Fundkarten die Zahlen der Fundortlisten zu wiederholen, damit man eventuell gesuchte Fundorte leichter herauskennt; denn zu meist handelt es sich ja um kleine unbedeutende Orte, die auf den gewöhnlichen Übersichtskarten, die normalerweise zur Verfügung stehen, nicht verzeichnet sind. Walter Drack

Mortimer Wheeler, *Rome beyond the imperial frontiers*. G. Bell and Sons, London 1954. 192 S. 83 Tafeln, eine Kartenbeilage, 19 Textabbildungen.

Daß der enorme Koloß des römischen Reiches der Kaiserzeit einen nachhaltigen Einfluß sowohl wirtschaftlicher als auch kultureller Art auf die ihn umgebenden Gebiete außerhalb seiner Grenzen ausgeübt haben muß, ist eine Tatsache, der oft zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Es muß jedoch von außerordentlicher Wichtigkeit sein, aus möglichst vielen Quellen das Bild zusammenzutragen, das das Römerreich von außen gesehen machte. Nur so kämen wir eigentlich zu einem objektiven Bild und zu einer ausgewogenen Betrachtung mancher Probleme. Nun fehlen aber literarische Äußerungen von Zeitgenossen des Römischen Kaiserreiches, besonders der Westprovinzen, fast vollständig. Man muß sich in den meisten Fällen darauf beschränken, an Hand der Bodenfunde festzustellen, wie sich die jenseits der Reichsgrenzen wohnenden Völkerschaften zum Imperium Romanum einstellten. Hier bildet das Buch von Mortimer Wheeler einen willkommenen Beitrag und vor allem auch, was gewisse Gebiete angeht, eine willkommene Zusammenfassung.

Wheeler verzichtet in den meisten Fällen auf eigene Forschung, weiß aber meisterhaft die Ergebnisse älterer, oft kaum bekannter und neuester Forschung zusammenzutragen. Klar teilt er sein Werk nach den drei Hauptgebieten des Reiches auf: Europa, Afrika und Asien. Je nach den drei Gebieten ist das Verhältnis zu den Zonen außerhalb der Reichsgrenze ein anderes.

Am vertrautesten sind uns die Probleme in Europa. Hier fußt der Autor auf den Arbeiten von H. J. Eggers und C. Broholm, deren Untersuchung er zu einer geschickten Synthese verschmilzt. So wird uns die handelspolitische Wirkung des römischen Kolosses deutlich. Die Karten zeigen uns klar, wie weit Terra sigillata, Glas und Münzen ins freie Germanien verhandelt wurden.

Anders, und uns weniger vertraut, liegen die Verhältnisse in Afrika. Um so mehr muß man dem Autor danken, daß er auch diese Gebiete behandelt. Hier ist die römische Herrschaft auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, besonders in Tripolitanien. Wheeler hebt auch klar hervor, daß hier das Grenzverteidigungssystem ein völlig anderes ist. Man wird dabei aber mit der interessanten Tatsache bekannt gemacht, daß römische Funde außerordentlich weit nach Innerafrika gelangt sind. Sie illustrieren jene Berichte von römischen Expeditionen zum Fang afrikanischer Wildtiere für die Amphitheater.

Viel zu wenig ist uns bewußt, daß der Einfluß Roms in den mittleren Osten hinein mindestens ebenso stark war, wie auf das freie Germanien. Hier liegt die Hauptstärke des Buches. In anschaulicher Sprache werden die zahlreichen Fundstellen römischer Keramik in Indien behandelt und mit den spärlichen literarischen Nachrichten koordiniert, die zwar einen lebhaften Osthandel Roms erahnen, aber nicht plastisch werden lassen. Ausgezeichnete, offenbar vom Verfasser zusammengestellte Karten illustrieren diese Ausführungen, besonders eindrücklich die Falttafel, die das Ausgehen der römischen Handelsstraße in den Osten von der Karawanenstadt Palmyra aus so schön dokumentiert. Kurz, ein in allen Teilen nutzbringendes und erfreuliches Buch, das klar macht, daß Rom nicht nur eine politische, sondern auch eine wirtschaftliche Macht war.

Rudolf Fellmann

Wilhelm Grünhagen, Der Schatzfund von Groß Bodungen. Römisch-Germanische Forschungen, Band 21. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin 1954. 81 S. mit 4 Textabbildungen und 16 Tafeln.

Die vorliegende Veröffentlichung ist die stark ausgearbeitete Fassung einer Dissertation von 1939, der ein Neufund aus Mitteldeutschland aus dem Jahre 1936 zu Grunde lag. Die Untersuchung ist außerordentlich klar geschrieben und methodisch sorgfältig aufgebaut. Am Anfang steht die Beschreibung der Fundstücke im einzelnen: Es sind das zunächst 21 römische Goldmünzen. Die älteste, ein Solidus des Magnentius (350—353), ist als Schmuckanhänger gefaßt, die übrigen 20 Solidi stammen aus der Zeit von Valentinian I (364—375) bis zu Honorius (393—423). Im weiteren besteht der Fund aus einer größeren Anzahl von Fragmenten silberner und bronzener Gefäße, die in zerhacktem und verbogenem Zustande zutage traten.

Ein kleines, in seinem Zwecke nicht erkennbares Beschlagstück aus Silber ist mit Niello-Ornamenten verziert. Sieben aneinander passende Silberstücke gehören zu einer runden Platte, von deren Reliefdarstellung noch so viel vorhanden ist, daß man sieht, es handelt sich um eine thronende Persönlichkeit en face, umgeben von 4 stehenden Figuren. Acht andere Silberfragmente gehören zu einer Platte (?) mit Perlrand, äußerem kleinen Fries mit Darstellung einer Meer- oder Flußlandschaft und einem großfigurigen, mythologischen Hauptbild. Dazu kommen kleinere Bruchstücke einer gewellten Silberkanne, einer flachen Silberschale und eines Bechers und Deckels aus Bronze.

Nachdem alle Stücke in sehr genauer, zum Teil bereits analysierender Beschreibung vorgelegt sind und die kleineren Objekte ihre typologisch-stilistische Einreihung im 4. Jh. erfahren haben, folgt die breit angelegte Besprechung der beiden reliefverzierten Silberfragmente. Vorangestellt ist das Kernstück des Fundes, die vor allem historisch interessierende „Kaiserplatte“; denn als Rest einer solchen erweist sich das Fragment durchaus.

Angefangen bei der Frage der Rekonstruktion der gänzlich fehlenden rechten Bildhälfte, weiterführend über die nächsten verfügbaren Parallelen und über die Sitte des Verschenkens von Silbergerät im allgemeinen in jener Zeit, kommt man zur stilistischen Bestimmung in die theodosianische Epoche. Und schließlich wird der Leser in höchst fesselnder Weise folgerichtig von Argument zu Argument geleitet, bis er sich endlich vor der Tatsache befindet, daß es mit größter Wahrscheinlichkeit möglich ist, den Kaiser zu nennen, von dem hier nicht mehr sichtbar ist, als die untere Hälfte seines Körpers: Magnus Maximus, der Usurpator, dargestellt im Frühjahr 388 anlässlich seiner Quinquennalien. Die als Geschenk des Kaisers bestimmte Platte dürfte in Trier gefertigt sein. — Dieser Indizienbeweis ist mit soviel Umsicht und Behutsamkeit in allen Einzelheiten durchgeführt, daß man gerne geneigt ist, ihn zu akzeptieren.

Für das zweite Silberfragment kann man die Gefäßform nicht mehr bestimmen, aber auch ohne dies läßt sich das Stück auf Grund der Reliefs des Randfrieses in die größere Gruppe berühmter Silbergeräte des 4. Jh. einreihen. Der Verfasser spricht die Vermutung aus, daß das Stück aus der gleichen Werkstatt stammen könnte, wie die Tierfriesbecken von Mildenhall und die Herkuleschale von Traprain. Die wenigen Reste des Mittelbildes lassen gerade noch die Deutung auf eine Darstellung der Sage vom Raub des Hylas durch die Nymphen zu. Der gleiche Vorwurf ist in offenbar sehr ähnlicher Weise auf dem Eimer des Fundes von Concesti (Moldau) wiedergegeben. Dies gibt den Anlaß zu einem Exkurs über jene bisher sehr verschieden datierten Fundstücke, die der Verfasser mit guten Gründen ebenfalls im späten 4. Jh. ansetzen möchte, als Einfuhrgut entweder direkt aus Gallien oder z. B. aus einer gallisch beeinflussten Werkstatt im Donaugebiet. Ein weiterer Exkurs gibt eine Übersicht aller bekannten antiken Darstellungen des Hylas-Raubes. Sie führt den Verfasser zu der Ansicht, daß die früheste Konzeption ein Gemälde des 3. Jh. v. Chr. gewesen sein dürfte, welches dann in seinen Ausstrahlungen bis in die Spätantike fortgewirkt hat, in der das Thema verhältnismäßig häufig gestaltet wird.

Nach Abklärung der historisch-stilistischen Fragen wendet sich der Verfasser einem weiteren Problem zu, das durch den Zustand des Fundes aufgeworfen wird. Das Kapitel ist „Römisches Hacksilber“ überschrieben, und man findet hier 8 Hortfunde zusammengestellt von den britischen

Inseln, aus Dänemark und Norddeutschland, die alle außer römischen Münzen auch in kleine Stücke zerhacktes Silbergerät enthalten, und zwar von Gefäßen, die aus den Fragmenten nicht wieder zusammensetzbar sind. Der Verfasser ist nun der Meinung, daß diese Silberstücke bereits als Hacksilber und also an Geldes statt über die Reichsgrenze kamen und so von den Germanen benutzt wurden. Von den vielerlei Argumenten, die für diese These ins Feld geführt werden, fallen einige literarische Zeugnisse der Zeit besonders ins Gewicht. — Daneben bleibt hier aber auch noch einiger Raum für Gegenargumente.

Der Schatz als Ganzes muß nach Ausweis der Münzen im 1. Viertel des 5. Jh. unter die Erde gekommen sein und gehört somit zu der früheren Gruppe der spätrömischen Schatzfunde im freien Germanien (nach St. Bolin 1926). Es ist am wahrscheinlichsten anzunehmen, daß der thüringische Besitzer das Gold und Silber im römischen Militärdienst erworben hat. Für den Grund zur Vergrabung stehen nur Vermutungen offen.

Wie schon eingangs gesagt wurde, ist dieses Buch eine mustergültige Fundvorlage mit einer tief in alle Einzelheiten dringenden Bearbeitung, die sich jedoch nirgends in unnötigen Abschweifungen verliert. Der Verfasser besitzt eine sehr glückliche Darstellungsgabe, die sich ebenso im sorgfältig ausgebauten logischen Gerüst des Ganzen wie in der nüancierten, sachlichen Sprache ausdrückt.

Ein kleiner Hinweis zu S. 52: Man wird wohl ganz ruhig und ohne Vorbehalte sagen können, daß seit dem 3. Jh. Nachahmungen von Glasgefäßen in Metall vorkommen und gar nicht besonders ungewöhnlich gewesen sein dürften. Vgl. H. J. Eggers, *Der römische Import im freien Germanien*, Typ 179, Schälchen aus Haagerup und Leuna, sowie Becher aus Wettingen (Aargau) ZSAK 8 (1946) Taf. 3, 10. (Das Buch von Eggers, 1951, ist übrigens bei Grünhagen noch nicht erwähnt.)

Die breite wissenschaftliche Basis des Verfassers kommt der Bearbeitung des Schatzes außerordentlich zugute, und man sieht, wie fruchtbar sich sehr verschiedenartige Arbeitsweisen im gleichen Gebiet vereinigen lassen, als deren spezielle Exponenten man die Namen A. Alföldi und J. Werner nennen könnte.

Der Arbeit ist ein Orts- und Sachregister angefügt. Die photographischen Tafeln sind sehr gut, und ganz besonders begrüßt man die schönen Abbildungen der Madrider Silberplatte und anderer wichtiger Vergleichsobjekte sowie weiterer Hacksilberfunde. Elisabeth Ettliger

G. Wielich, *Il Locarnese nell'alto Medioevo (Da Odoacre ai Longobardi)*. Bellinzona 1952, 180 p.

Sotto questo titolo: „Il Locarnese nell'alto Medioevo (da Odoacre ai Longobardi)“, Gottardo Wielich raccoglie alcune ricerche già apparse nel „Bollettino Storico della Svizzera Italiana“ sotto la denominazione di „Il Locarnese ai tempi di Odoacre, dei Goti e dei Bizantini“ (1948, pp. 113—142; 169—204); e „Il Locarnese al tempo dei Longobardi“ (1951, pp. 169—224; 1952, pp. 57—106).

Nella prima parte l'A. inizia con una sintesi storica su Odoacre e sulla successiva dominazione gota, ripetendo le valutazioni della più accreditata storiografia. Ma all'A. interessano maggiormente, come è logico, le vicende locali. Il primo problema che affronta è quello della durata del dominio franco sul Ticino, dominio iniziato coll'intervento ostile, sia ai Goti che ai Romani, operato da Teodeberto in Italia nell'anno 539.

Secondo l'A. i Franchi (p. 36) si ritirarono completamente dall'Italia dopo l'incursione e solo nel 545, in seguito al patto con Totila, Teodeberto occupò la Liguria, le Alpi Cozie e la Venezia. Nel 556, dopo la sconfitta franca a Nord del Po, andarono perdute le zone delle Alpi Cozie, mentre rimasero franche le zone del Trentino, Brescia e Verona, fino alla rivolta di Widin e all'intervento di Amingo (562—563). Dopo quella data i Franchi conservarono solo la Rezia.

Durante la dominazione bizantina, come Patrizio e rappresentante dell'imperatore, „regnava“ Narsete (p. 36) che, nel suo compito di difesa, provvide alla costruzione di un limes, nel quale un punto capitale era rappresentato dall'Isola Comacina insieme con Chiavenna, Stazzona, S. Giulio d'Orta, Bellinzona, organizzata a difesa contro la presenza franca nella Rezia.

Seguono fino a pag. 41 alcune considerazioni generali sull'Italia bizantina. Venendo alla situazione amministrativa dei castelli del limes nella zona ticinese, l'A. ritiene (pag. 45) che, come Bellinzona, anche il Locarnese e le località del Lago Maggiore continuassero ad appartenere a Milano, cosicché la fondazione di castelli goto-greci non modificava l'antico legame amministrativo romano, che negli ultimi tempi aveva congiunto alcuni pagi in un distretto, ai fini dell'organizzazione militare. I Longobardi trovarono poi in esse le basi delle *finēs* o *iudicariae* che dipendevano dal *dux* della *civitas* e il cui distacco non richiedeva mutamenti delle frontiere distrettuali. In questo modo si esclude l'ipotesi dello Schneider: *Die Entstehung von Burg- und Landgemeinden in Italien*, Berlino, 1927, secondo il quale Bellinzona sarebbe stata al centro di un esteso possesso domaniale. Anche la presenza di limitanei non avrebbe alterato la vecchia organizzazione. La stessa struttura antica dell'economia, isolata nel circolo di rapporti locali, può avere evitato il latifondo e mantenute primitive condizioni di coltivazione collettiva del terreno diviso in piccole proprietà, si da non attirare i Longobardi. Per questo le denominazioni *interconciaria*, *vicinalia*, *comunalia*, riscontrate dallo Schneider citato in numero assai maggiore nelle valli alpine che non nella pianura padana, non si riferiscono a istituzioni longobarde (nel qual caso la proporzione dovrebbe essere inversa), ma indicherebbero la conservazione di proprietà collettive, di usufrutti collettivi che esistevano già prima della invasione longobarda. In sostanza (pag. 56), non ci sono ragioni essenziali di mutamenti dell'organizzazione economica nel Sopraceneri prima dell'invasione longobarda. Esistevano-probabilmente-oltre al possesso fiscale antico e al terreno municipale, per cui si dovevano pagare tributi al fisco e alle città dominanti-proprietà comuni o diritti in uso in comune dei pagenses e dei vicani e fondi privati delle singole persone. Per quel che riguarda l'evangelizzazione (pp. 59—71), l'A. esaminando i titoli delle chiese, che si seguono secondo le linee di comunicazione e di traffico e sono dedicate a S. Pietro, mentre esclude una evangelizzazione franca, perchè i Franchi sarebbero stati presenti nella zona solo dal 537 al 556, ritiene che la direttiva missionaria provenga da Sud e si muova, ispirata dall'ortodossia romana, da Milano e da Como verso Ascona, Bellinzona, Biasca e Mesocco, mentre la chiesa più antica è S. Vittore di Locarno, anteriore al V^o secolo. La pieve di Locarno sarebbe così anteriore al nome della città, che avrebbe preso il posto, come organizzazione territoriale, dell'antico pago romano.

In sostanza, in questa prima parte l'A. insiste nel mettere in valore la traccia dell'organizzazione romana, che si mantenne viva nell'età gotica e bizantina. Nella seconda parte (pp. 73—180), in un primo capitolo, l'A. ripropone i problemi generali della storia longobarda, con particolare riguardo ai rapporti degli invasori con i Romani, agli interventi dei Franchi e dei Bizantini, all'organizzazione del regno, ecc. L'A. ritiene che a Seprio, Bellinzona, Lecco non si possa parlare di dominio franco tra il '56 e il '90 e che quindi questi luoghi, presidiati anche durante la dominazione bizantina da mercenari germanici, si siano arresi direttamente ai Longobardi, poco dopo l'occupazione da parte di questi di Milano e di Como. Ma anche dopo il 590 l'A. vede solo una temporanea apparizione dei Franchi, che, soprattutto nelle campagne condotte d'accordo coll'esarca Romano, cercarono di espandersi verso il Trentino e non in questa zona delle Alpi centrali. In conseguenza l'A. non può ricorrere all'influsso franco per spiegare l'origine dei comitati di Stazzona, Seprio e Lecco. La dipendenza dalla stretta autorità del re della grande regione al Sud delle Alpi centrali, l'esistenza di distretti militari già nell'età bizantina, la situazione delle zone di confine, bastano da sole a spiegare il sorgere di queste *iudicariae* indipendenti dalla città.

Per quello che riguarda la circoscrizione ecclesiastica, l'A. non ritiene che il passaggio del Locarnese alla diocesi di Como sia avvenuta in età longobarda, come conseguenza dello scisma dei Tre Capitoli, ma in periodo posteriore. Nell'età longobarda la regione rimase legata alla diocesi di Milano.

La presenza di posti fortificati, già appartenenti al limes goto-bizantino e poi passati ai nuovi invasori, giustifica le tracce di stanziamenti longobardi in alcuni luoghi del Sopraceneri, ma solo in quelli importanti lungo le vie di comunicazione (Bellinzona, Giubiasco ecc.).

Quanto ai possessi fiscali, l'A. riconosce nel Sopraceneri solo territori relativamente piccoli

appartenenti al fisco regio, che richiedeva sì amministratori longobardi, ma non la presenza di vere e proprie arimannie. Anche in seguito ad un esame della toponomastica l'A. tende a limitare la presenza di Longobardi nella zona: l'entrata di arimannie e l'insediamento di capitanei di origine longobarda deve essere stato posteriore ai secoli di dominio diretto.

Dopo aver ricordato le opinioni più probabili sulla situazione economica e sociale delle popolazioni e sui tributi a cui esse furono assoggettate, l'A. afferma che, come l'organizzazione dei villaggi non subì grandi cambiamenti nell'età gotica e bizantina, così permase immutata nelle sue grandi linee, per quanto riguarda i beni comuni, anche nell'epoca longobarda. I nuovi dominatori rispettarono i vecchi usi, specialmente in località dove era assente il latifondo. Così lo stato longobardo, i funzionari delle curtes pubbliche avrebbero lasciato sopravvivere le vecchie organizzazioni legate ai beni comuni, anche se, naturalmente, non mancarono influenze del nuovo diritto.

In sostanza l'A. mira a dimostrare la continuità tra le condizioni di vita nell'età romana e quella longobarda, mostrando anche per questa via il permanere di vincoli, di traffici e di vita con la Lombardia.

Il lavoro qui riassunto è senza dubbio assai serio e degno delle migliori accoglienze. In esso troviamo una miniera di dati, di informazioni e di spunti che potranno servire a impostare proficue discussioni. Forse la stessa densità di pensiero e di argomenti e il desiderio di vedere la storia locale nella prospettiva delle grandi questioni della storia generale, porta qua e là a qualche incertezza e oscurità. Così, ad esempio, i capitoli introduttivi, per desiderio di completezza sono troppo ricchi di dati e di notizie. Quanto al metodo di ricerca, mi pare che ci sia una sproporzione tra le acute analisi ricavate dai dati giuridici, archeologici, toponomastici e i riferimenti alla tradizione storiografica. Ricavare notizie precise da Procopio o da Gregorio di Tours per queste zone non mi par sempre sicuro. Si potrebbero fare diverse osservazioni particolari, ma questo importerebbe una discussione minuta, che lo spazio assegnatoci non consente. Un unico appunto di carattere bibliografico: come l'A. ha sentito il bisogno di servirsi largamente in nota del fondamentale lavoro sui Longobardi inserito dal Bognetti nel volume su S. Maria di Castelseprio, così, per quello che riguarda l'età gotica, sarebbe stata opportuna una citazione dell'opera dello Ensslin su Teoderico, uscita già nel 1947. Ma, ripetiamo, non è con questa ed altre simili osservazioni che si potrebbero fare, che si può sminuire l'importanza di un lavoro tanto serio e impegnativo e di così proficua lettura.

Paolo Lamma

Helmut Preidel, Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Abteilung des Adalbert-Stifter-Vereins e.V., München, 1). E. Gans Verlag, Gräfelfing bei München 1954. Bd. I, mit 11 Abb. und zwei Tafeln, 122 S.

Nach der Meinung des Großteils der deutschen Forscher liegen die Anfänge der Westwanderung der Slawen und ihres Eintrittes in Ostdeutschland, Böhmen, Mähren, Ungarn und auf dem Balkan im letzten Drittel des 6. Jahrhunderts, an der unteren Donau vielleicht etwas früher. Ihre Zeit war gekommen, als die germanischen Stämme abgezogen waren, zuletzt die Langobarden 568 aus Pannonien. Am Ende des 6. Jahrhunderts sind Bayern und Slowenen im Pustertal zusammengestoßen, im dritten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts Franken mit dem slawischen Reich Samos bei Wogastisburg. Zu ihm gehörten auch die Sorben an der Saale. Das ist der feste Punkt der geschichtlichen Quellen, von dem die Forschung ausgehen muß. Slawische Vorgeschichtler und Altertumsforscher, besonders tschechische und polnische, haben sich demgegenüber schon seit dem 19. Jahrhundert bemüht, die lausitzische Urnenfelderkultur (ab 1300 v.Chr.) als urslawisch hinzustellen ohne Rücksicht darauf, daß zwischen dieser hohen Kultur und der primitiven der Slawen, seit sie in das Licht der Geschichte eintreten, keine Verbindungen möglich sind. Wegen dieser Unmöglichkeit war man bestrebt, die Ansässigkeit der Slawen im Westen wenigstens möglichst weit vorzuschieben. Daß die dafür vorgebrachten sprachlichen Argumente dazu nicht ausreichen, hat der Rezensent, Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien (Mitt.

des österreichischen Institutes für Geschichte 43, 1929, S. 187—260) zu zeigen versucht. Bei der Prähistorik bestand noch die große Schwierigkeit, daß sich sicher slawische Funde nicht vor dem 9. Jahrhundert nachweisen ließen, trotzdem sie nach historischen Quellen bereits im Lande sein mußten. Es mußte sich um eine sehr primitive Kultur handeln. Aber es war für den Kenner der Sachlage unzweifelhaft, daß sie eines Tages gefunden werden mußte.

Der Ukrainer Borkovsky hat 1939 und 1940 auf eine bisher wenig beachtete Gefäßgattung, einfache, roh geformte und gewöhnlich unverzierte Gefäße, in beigabenlosen oder -armen Brandgräbern, aufmerksam gemacht, die nicht näher datiert werden können. Er bezeichnete sie als „Prager Typus“. J. Poulik hat in Südmähren einige kleinere Friedhöfe mit solchen Gefäßen freigelegt. Auch in germanischen Siedlungsgruben der spätrömischen Kaiserzeit sind solche Gefäße festgestellt worden. Unklar bleibt noch die zeitliche Festlegung. Mitscha-Märheim, ein guter Kenner der Völkerwanderungszeit in Niederösterreich und Nachbarschaft, betont, daß die tschechischen Forscher über das Ziel hinausschießen, wenn sie diese Funde vorzudatieren suchen, dabei die langobardische Schicht bagatellisieren und die Germanen als Herrenschicht erklären. Er lehnt ein Erscheinen der Slawen vor 550 nachdrücklich ab (Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österreichischen Donaauraum, in: Beiträge zur alt-europäischen Kulturgeschichte, Festschrift R. Egger, II, Klagenfurt 1953, S. 374).

Preidel schließt sich in einem gewissen Maße der tschechischen Forschung an und hat seine Ansichten in einem 1953 erschienenen Buche „Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren“ (Südosteuropäische Arbeiten 40) dargelegt (S. 224). Nach ihm ist die Bauernschicht in Böhmen und Mähren seit den ältesten Zeiten immer in denselben Räumen wohnhaft geblieben und hat nur ihre Herren getauscht. Der Wechsel der Sprache habe daran nichts ändern können. In dem hier besprochenen Buche nimmt er an, daß die Slawen nach den Markomannenkriegen als Sklaven und Knechte hereingebracht worden wären, weil die Germanen nach der Hergabe der römischen Sklaven sonst den Boden nicht hätten bestellen können. Sie wären im Lande geblieben, als die Germanen fortgezogen wären. Preidel bezweifelt grundsätzlich, daß ein Bauernvolk seinen Boden aufgabe und sich auf Wanderungen begeben. Das hätten nur berittene Herrenvölker, die von unterworfenen Volksschichten leben, getan. Aber die Landwirtschaft wurde extensiv betrieben; bei Zunahme der Bevölkerung reichte der Boden nicht mehr, so daß neues Land begehrt war. Die Kimbern haben immer wieder von den Römern Land verlangt. Die Alamannen konnten in Südwestdeutschland nicht viele Reste der vorgermanischen Bevölkerung zu Knechten machen und mußten den Boden selbst bestellen. Weder geschichtliche Nachrichten noch die von der Lehnwort- und Namenforschung vorauszusetzenden Verhältnisse lassen ein Nebeneinanderwohnen von Germanen und Slawen in Böhmen und Mähren im 3. und 4./5. Jahrhundert als notwendig oder möglich erscheinen. Daß auch slawische Völker gewandert sind, ist unbezweifelbar. Die Kroaten und Serben müssen auch einmal eingewandert sein. Die Last der Beweisführung liegt einzig bei der Vorgeschichte. Sie muß beweisen, daß Slawen schon vor dem 6. Jahrhundert in Böhmen und Mähren gewohnt haben. Die Langobarden sollen aus tieferen Gründen zur Besetzung Italiens getrieben worden sein, weil ihr Reich durch Zersetzung bedroht gewesen sei. Aber es gibt doch viele andere und gute Gründe für ihre Sehnsucht nach Italien. Als das Gotenreich in Italien vor der Auflösung stand, suchten sich doch auch Alamannen und Franken hier festzusetzen.

Samo soll ein Emissär des fränkischen Königs gewesen sein, der die Gelegenheit benutzt hätte, sich zum Führer der Slawen im Kampfe gegen die Awaren aufzuschwingen und die Königswürde anzunehmen. Das ist möglich, kann aber auch dem Führer einer bewaffneten Handelsgesellschaft zugetraut werden. Den Schlachtort Wogastisburg sucht Preidel nicht wie Poulik u. a. in Südmähren, sondern bei Kaaden, mit Recht; denn es spricht manches dafür, daß die abgefallenen Slawen nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft des Zentrums der awarischen Macht gewohnt haben. Auch darin ist ihm zuzustimmen, daß der Aufstand von den awarisch-slawischen Mischlingen ausgegangen sein wird, denen es nicht um die Abschüttelung der Fremdherrschaft, sondern um Anteil an der Macht ging. Aber wenn das Fehlen eines slawischen Stammesbewußt-

seins betont wird (S. 88), so ist doch auf die zu Samos Zeit schon bestehenden Stämme der Sorben und Slowenen hinzuweisen.

Die Völkerwanderungszeit faßt Preidel nicht als Heldenzeitalter, sondern als Verzweiflungskampf einer zusammenbrechenden Welt auf. Böhmen sei in wildeste Barbarei gesunken, jede soziale Ordnung habe sich gelöst. Wie verträgt es sich damit, daß sich eine nicht geringe Zahl vorlawischer Berg- und Flußnamen erhalten hat?

Trotz dieser und anderer Bedenken muß sich die Forschung in steigendem Maße mit den sozialen und kulturellen Verhältnissen in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends n.Chr. befassen, die die Voraussetzung zum Verständnis der späteren Zeit bilden. Ernst Schwarz

Neue Beiträge zur Klassischen Altertumswissenschaft. Festschrift zum 60. Geburtstag von Bernhard Schweitzer, herausgegeben von Reinhard Lullies, W. Kohlhammer, Stuttgart 1954. 419 S., 91 Tafeln.

Mit einiger Verspätung erscheint im Verlag Kohlhammer in Stuttgart eine starke, vorzüglich ausgestattete Festschrift für den Tübinger klassischen Archäologen Bernhard Schweitzer, der am 3. Oktober 1952 seinen 60. Geburtstag beging. Nicht weniger als 58 Beiträge kleineren und größeren Umfangs sind in dieser Festschrift vereinigt, davon 6 in englischer, 2 in französischer und einer in italienischer Sprache. Unter den Mitarbeitern erscheinen neben den Jüngeren eine bedeutende Anzahl der bekanntesten Fachgelehrten Deutschlands und der übrigen Staaten Europas wie auch der Vereinigten Staaten. Die große Zahl der Mitarbeiter aus aller Welt bedeutet eine gewichtige Bekundung des großen wissenschaftlichen Ansehens, dessen sich der Geehrte in der Fachwelt erfreut. Es ist natürlich ausgeschlossen, eine ins einzelne gehende Rezension so vieler Aufsätze aus recht verschiedenen Gebieten zu schreiben; schon eine reine Aufzählung der Titel der 58 Aufsätze würde fast eine Seite füllen. So sei der Inhalt der bedeutsamen Festschrift hier nur im allgemeinen skizziert. Wie es bei der wissenschaftlichen Arbeitsrichtung Schweitzers selbstverständlich ist, bewegt sich der ganz überwiegende Teil der Aufsätze im Gebiet der klassischen Archäologie. In einer Reihe von Fällen handelt es sich bei den Aufsätzen um Veröffentlichung neuer oder bisher unbeachtet gebliebener Denkmäler. Im Vordergrund stehen mit den meisten Beiträgen die griechische Vasenmalerei und Plastik, an zweiter Stelle römische Plastik einschließlich der Ikonographie, die innerhalb der römischen Plastik, die im wesentlichen Porträtplastik ist, eine besondere Rolle spielt (die beiden Drusus, Titus, Septimius Severus und Familie, Saloninus (?), Constantius Chlorus (?), der ältere Cato, Seneca). Die Architektur ist nur mit dem Aufsatz von Gerkans über den Tempel von Neandrea vertreten, in dem gegen spätere Zweifel die Auffassung verteidigt wird, daß der Tempel keine Ringhalle besessen habe, und durch einen Aufsatz von Fr. Krauß, der vom Heratempel am Sele in Unteritalien ausgehend über „Gebälke ohne Geison“ spricht. Einzelne Aufsätze behandeln sonstige allgemeinere oder besondere Themen. Mehrfach ergeben sich Gruppen von Aufsätzen, die um das gleiche Thema kreisen, so die Entwicklung der griechischen geometrischen Keramik vom Ornament zum Bild, die in zwei Aufsätzen behandelt wird; mit Giebelfiguren des Parthenon beschäftigen sich drei Aufsätze und ebensoviele z. B. mit Lysippos. Stärker aus dem Rahmen der klassischen Archäologie treten heraus ein Aufsatz Berves über das sizilische Königtum des Pyrrhos, in dem dieses als dem neuen hellenistischen Typ des rein personalen Königtums entsprechend erklärt wird, ein Aufsatz von J. Vogt, der Konstantin als Erbauer der Apostelkirche in Konstantinopel mit neuen Argumenten verteidigt, ein Aufsatz von L. Curtius, der auf Nachwirkungen des Persers aus dem kleinen attalischen Weihgeschenk von Athen im Vatikan in niederländischen Gemälden der Zeit um 1500 hinweist, ein Aufsatz, der sich mit einer allegorischen Zeichnung wohl von François Boucher beschäftigt (von Lorck) und schließlich die Veröffentlichung einer handschriftlichen Kollektaneensammlung Winkelmanns aus antiken Schriftstellern als Material für seine Selbstbiographie, die in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang ihrer Zeit gestellt wird (Schade-

walddt). Am Schluß ist das Verzeichnis der Veröffentlichungen Bernhard Schweitzers zusammengestellt, das 125 Nummern zählt.

Dem Leserkreis des Jahrbuchs entsprechend sei endlich noch kurz auf diejenigen Beiträge hingewiesen, die eine gewisse Beziehung zur Urgeschichte haben. Im ersten Aufsatz des Bandes behandelt Marinatos den berühmten Goldbecher aus Mykene mit den „Tauben“ auf dem Henkel und Nestors Becher (Hom. II. XI 632ff.). Marinatos betont noch einmal wieder, was heute anerkannt ist, daß beide nichts miteinander zu tun haben. Nestors „Becher“ war kein Trinkbecher, läßt sich aber auch heute nach Form und Bedeutung innerhalb des bekannten Denkmälerbestandes noch nicht sicher deuten; am Goldbecher aus Mykene sind die Henkel spätere Zutat und die „Tauben“ vielmehr Falken. In ihnen eine Übernahme der ägyptischen Horusfalken auch als Symbol des Königtums zu sehen, wie Marinatos möchte, dürfte aber etwas gewagt sein. Im zweiten Aufsatz vergleicht Wace auf Grund der letzten Grabungsergebnisse diese mit Pausanias' Beschreibung von Mykene (II 16, 5—7). An neuen Fixpunkten ist nun gegeben, daß das Brunnenhaus Perseia sicher identifiziert ist mit dem hellenistischen Brunnenhaus gleich außerhalb und unterhalb des Löwentors, und die „Gräber der Klytaimnestra und des Aigisthos“ fast sicher gleichgesetzt werden dürfen mit dem neugefundenen mittelhelladischen Gräberrund außerhalb der Burgmauer neben dem eben genannten Brunnenhaus. Zwei der Identifizierungen, die Wace vornimmt, sind aber unrichtig, da auf ungenügender Interpretation des stilistisch etwas schwierigen Pausanias beruhend. Das „Atreusgrab“ kann bestimmt nicht mit dem heute verschwundenen, aber sicher festgestellten Tumulus über dem sogenannten „Grab der Klytaimnestra“ gleichgesetzt werden, da es nach Pausanias innerhalb der Burgmauern lag; gemeint ist fast zweifellos eines der Schachtgräber des berühmten Gräberrunds. Dafür muß das „Elektragrab“ für die Gleichsetzung mit einem der Schachtgräber ausscheiden, da in dem hier allerdings gestörten Pausaniastext gestanden haben muß, daß Elektra eben nicht in Mykene, sondern in Phokis bestattet war. Dann sei hingewiesen auf den Aufsatz von Nilsson über „Griechische Hausaltäre“ und den von Gisela Richter über „Family groups on Attic grave monuments“. Hier wird gezeigt, daß es mehrere Fälle gibt, in denen die gleichen Personen derselben Familie auf mehreren (2—3) Grabdenkmälern zusammen vorkommen. Das kann nur so erklärt werden, daß diese verschiedenen Denkmäler jeweils beim Tod des einen Dargestellten aufgestellt wurden, was aber bedeutet, daß hier auch die bereits verstorbenen Mitglieder der Familie immer noch als solche betrachtet und empfunden wurden, eine besonders schöne und ergreifende Bezeugung des Familienzusammenhangs auch über den Tod hinaus und der Intensität des Totenkults innerhalb der Familie. Endlich macht Gjerstad an alten und neuen Grabungsergebnissen in der Umgebung des Forum Romanum darauf aufmerksam, daß auch hier, und zwar sowohl in der Zeit vor der Gründung der urbs Roma wie auch später im 6. und frühen 5. Jahrhundert v. Chr., sichere Fälle von Kinderbestattungen innerhalb der Häuser vorliegen, worüber es unter der Bezeichnung *suggrundaria* auch noch eine späte literarische Reminiszenz gibt.

Ernst Meyer

XII. Literatur von 1951—1955

Aebischer P., Les origines du nom de Massongex. Vallesia X, 1955, p. 59—64.

Achermann E., Kleine Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Für Lehrerseminare, Mittelschulen und zum Selbststudium. Martinusverlag Hochdorf LU. 1952, 97 S., 32 Abb. und Skizzen.

Alföldi A., Zu den römischen Reiterscheiben. Germania 1952, Heft 2, S. 187—190. 2 Taf.

Amiet B., Solothurnische Geschichte. Solothurn 1952. Ur- und Frühgeschichtlicher Teil, S. 1—156. 26 Taf.

Angeli W., Eine kupferne Doppelaxt aus dem Thurgau. 43. JB. SGU., 1953, S. 134—141, 3 Abb., 1 Taf.